IV.

W. Jury del. & sc.

Eure ganze Republik wiegt diese Thränen nicht auf.

Briefe
eines
reisenden Russen.

von Karamsin.

Aus dem Russischen
von
Johann Richter.

Viertes Bändchen.
Zweyte revidirte Auflage, mit zwey Kupfern.

Leipzig 1803.
bey Johann Friedrich Hartknoch.

Wer mit sich selbst in Lieb' und Frieden lebet,
Der findet Freud' und Liebe überall.

Innhalt

des vierten Bändchens.

Seite.

Erster Brief aus Genf. Bonnet. Unterhaltung mit ihm. 1

Zweyter Brief ebendaher. Unruhen in Genf. Brief an Bonnet. Antwort darauf. 10

Seite.

Dritter Brief ebendaher. Besuch in Genthod. Der Winter in Genf. Ulrich. Die Taubstumme. Vernes. B.'s Brief. Die Kathedralkirche. Rohans Grabmahl. Tancred. Reise nach der Petersinsel. Savoyen. Wahl der Syndics. Der Engländer. Ankunft des Grafen Moltke und Baggesens in Genf. Besuch in Genthod. Ein Brief von Haller an Bonnet. 16

Vierter Brief ebendaher. Geschichte des Abbé N. 68

Fünfter Brief ebendaher. Klagen über das Stillschweigen der Freunde. Bemerkungen über die Genfer. Abschied von Bonnet. 75

Seite.

Sechster Brief aus dem *Pays de Gex.* Abreise aus Genf. Die Montagnards. Deutsch! Deutsch! Der Veteran. Fort de l'Eclüse. La perte du Rhone. Jean und Lisette. 82

Siebenter Brief. Weg über den Jura. Die Engländerinnen. Die Ebne. Die französischen Wirthshäuser. Blasphemie gegen die Nation. 93

Achter Brief aus Lyon. Ansicht dieser Stadt. Der Quay. Hôtel de Milan. Die freundliche Wirthin. Das Theater. Vestris. Unterredung mit zwey Franzosen. Die Stadt. Die Statüe Ludwigs des Vierzehnten. Matthison. Der Bildhauer. Das Hospital. 100

Seite

Neunter Brief ebendaher. Die Carthäuserkirche. Die römische Wasserleitung. Die römischen Bäder. Die unterirdische Kirche. Chenier's Trauerspiel. Karl der Neunte. Anekdote aus Beckers Fußreise. Amandus Er, Amanda Sie. Faldoni und Therese. à la lanterne. Der Spion. Die Promenade. 129

Zehnter Brief ebendaher. Abreise aus Lyon. Abschied von Matthison. Wasserreise, Betrachtungen, 162

Elfter Brief aus Macon. Die Wirthinnen. Die Bauerfamilie. Trevoux. 170

Seite.

Zwölfter Brief aus Fontainebleau. Der Reisegefährte. Die Bettler. Fontainebleau. Sauval. 173

Dreyzehnter Brief aus Paris. Paris von weitem. Paris in der Nähe. Der pont neuf. Die Statüe Heinrichs des Vierten. Der Brief. Das palais royal. 177

Vierzehnter Brief ebendaher. Freude an Paris. Lebhaftigkeit der Pariser. Vergleichung mit den Schweizern. 186

Funfzehnter Brief ebendaher. Ansicht von Versailles her. Die champs élisées. Der Garten der Thuillerieen. Die andre

Seite.

Seite des Gemähldes. Die Fußgänger. Die Boulevards. Volksmenge. Gesellschaften. Madame Glo... Der Sprecher. Verfall von Paris seit der Revolution. Der Abbé N. Der König und die Königin. Der Dauphin. 189

Genf.

Ihr werdet Euch vielleicht wundern, meine Freunde, daß ich Euch noch bisher kein Wort von dem großen Bonnet geschrieben habe, der ungefähr vier Werste von Genf auf seinem Landgute Genthod wohnt. Man hatte mir gesagt, er sey sehr kränklich, auch taub und blind, und sähe niemanden, als seine nächsten Anverwandten. Ich hatte also auch die Hoffnung schon aufgegeben, diesen berühmten Philosophen und Naturforscher zu sehen; als sich vor einigen Tagen Herr K., der ein Verwand-

ter von Bonnet ist, freundschaftlich erbot, mit mir zu ihm hinaus zu fahren, wobey er versicherte, daß ihm mein Besuch gar nicht unangenehm seyn würde. Wir fuhren also einmahl des Morgens hinaus; fanden ihn aber nicht zu Hause. Herr K. ließ ihm sagen, daß ein russischer Reisender ihn zu sehen wünsche; und den folgenden Tag schickte Bonnet zu mir und ließ mich zu sich einladen. Um die bestimmte Stunde klopfte ich an der Thüre seines Landhauses. Man machte mir auf und führte mich in das Kabinet des Philosophen, den ich zu meiner Verwunderung ganz anders fand, als ich mir ihn vorgestellt hatte. Ich glaubte nehmlich einen schwächlichen, von der Last der Jahre niedergedrückten Alten zu finden — eine morsche Hütte, deren zeitlicher Bewohner, — ursprünglich ein Bürger des Himmels — der Erde überdrüßig, sich alle Tage nach seiner Heimath sehnte — mit einem

Worte die Trümmern des großen Bonnet — Anstatt dessen sah ich einen muntern Greis vor mir, in dessen Augen das Feuer des Lebens blitzt, dessen Stimme noch sicher und wohltönend ist, mit einem Worte Bonnet, von dem man noch eine zweyte Palingenesie erwarten könnte. Er kam mir bis an die Thüre entgegen, und reichte mir mit freundlichen Blicken die Hand. „Sie sehen, redete ich ihn an, Sie sehen einen Jüngling vor sich, der Ihre Werke mit vielem Vergnügen und Nutzen gelesen hat, und der den Verfasser derselben herzlich liebt und verehrt.“ — „Ich freue mich immer, war seine Antwort, wenn meine Schriften edlen Seelen Nutzen oder Vergnügen bringen.“ Wir setzten uns vor den Kamin — Bonnet in seinen großen Lehnstuhl, und ich neben ihm auf einen gewöhnlichen Stuhl. „Rücken Sie näher, sagte er, und legte ein Hörrohr an, meine Sinne

werden stumpf.“ — Ob ich Euch schon meine Unterhaltung mit Bonnet, die über drey Stunden dauerte, nicht von Wort zu Wort wiederholen kann, so will ich Euch doch erzählen, was mir beyfällt, und ich bitte Euch, mit diesen Fragmenten fürlieb zu nehmen.

Für's erste muß ich Euch sagen, daß mich Bonnet durch seine Gutmüthigkeit und Freundlichkeit ganz bezaubert hat. In ihm ist keine Spur von Stolz oder Aufgeblasenheit. Er sprach mit mir, wie mit Seinesgleichen, und nahm jedes Compliment, das ich ihm machte, dankbar auf. Seine Seele ist so gut, so rein, und so argwohnlos, daß er jede Höflichkeit für die Sprache des Herzens hält, und gar nicht an der Aufrichtigkeit des Andern zweifelt. O! welch' ein Unterschied zwischen einem deutschen Gelehrten und Bonnet! Anstatt daß der Erste jedes Lob, das man ihm er-

theilt, mit einem stolzen Lächeln, als ein pflicht-schuldiges Opfer, annimmt, und wenig Notiz von dem nimmt, der ihn lobt; so strebt Bonnet hingegen, jede Höflichkeit durch eine andre zu bezahlen. Und in der That war doch die Parthie zwischen uns so ungleich. Ich sprach mit einem vor der ganzen Welt gekannten und geschätzten Philosophen; und er sprach mit einem gewöhnlichen, und ihm völlig unbekannten Jünglinge.

Bonnet war es zufrieden, daß ich seine Werke in's Russische übersetzte. „Womit gedenken Sie anzufangen?“ fragte er. — Mit der *Contemplation de la nature*, antwortete ich, die man mit Wahrheit ein Magazin nützlicher Kenntnisse für jedermann nennen kann — „Hätt' ich doch niemahls gedacht, erwiederte er, daß diese Schrift eine so günstige Aufnahme finden, und in so viele Sprachen übersetzt

werden würde. Sie werden aus der Vorrede wissen, daß ich im Begriff war, sie in den Kamin zu werfen? — An der Palingenesie aber übersetzen Sie die beste und nützlichste meiner Schriften. Ja, mein Herr, in unserm Jahrhundert giebt es viele Ungläubige." Es ist ihm gar nicht lieb, daß seine Contemplation in's Englische und Deutsche übersetzt worden ist, ohne daß man ihn darum gefragt hat. „Wenn der Verfasser eines Buchs noch am Leben ist, meynt er, so muß man bey ihm anfragen, wenn man es übersetzen will. Spallanzani's Uebersetzung zieht er allen übrigen vor; mit dem deutschen Uebersetzer, dem Professor Titius, ist er am wenigsten zufrieden, weil der gelehrte Deutsche ihn hie und da corrigirt, und seine eignen Meynungen mit Bonnets Hypothesen zusammen geschmolzen hat. Ich sagte ihm bey dieser Gelegenheit, daß ihn Titius, trotz seiner Ge-

lehrsamkeit, sogar an vielen Orten nicht verstanden habe, wie zum Beyspiel gleich bey'm Anfange, wo er die Worte: „Je m'élève à la raison éternelle“ so übersetzt: „Ich erhebe mich zu der ewigen Vernunft,“ da er doch statt Vernunft hätte Ursache setzen müssen. Bonnet zuckte mit den Achseln, als er dieß hörte.

Er liebt Lavater, und lobt sein Herz und seine Talente. Doch meynt er: Philosophie bey ihm zu lernen, sey nicht räthlich. Er erzählte mir eine Anekdote von ihm, die Lavater ganz charakterisirt. Unlängst war er mit seinem Sohne zum Besuche bey Bonnet. Auf einmahl sprang er auf, riß Bonnet die Perrücke vom Kopfe und sagte zu seinem Sohne: „Siehe Heinrich, wo du einen solchen Kopf siehest, da lerne Weisheit.“ —

Als die Rede auf die Ehrliebe der Schriftsteller kam, sagte Bonnet: Der Autor strebe nach Ruhm! Indem er nur für seinen eignen Vortheil arbeitet, wird er der ganzen Menschheit nützlich. Denn durch unzertrennliche Bande verband der weise Schöpfer das Wohl Einzelner mit dem Wohle Aller.

Jean Jaques nannte er einen großen Redner; sein Styl sey Musik; sein philosophisches System hingegen, meynte er, wäre nichts als ein Luftschloß. Ueberdieß kann er es seinem gewesenen Mitbürger nicht verzeihen, daß er die Genfer Regierung in seinen lettres écrites de la montagne nicht geschont hat.

„In ganz Europa, sagte er ferner, giebt es keine so aufgeklärte Stadt als Genf. Künstler, Handwerker, Kaufleute, Weiber und Mädchen, haben ihre Bibliotheken, und

lesen nicht bloß Romane und Gedichte, sondern auch philosophische Bücher." — Und dieß kann ich bestätigen, denn selbst die Genfer Perrüquiers wissen ganze Stellen aus Voltaire auswendig, und die Damen hören mit großer Aufmerksamkeit einem jungen Grafen zu, der ein Freund Martin's ist, wenn er ihnen Vorlesungen über die Geheimnisse der Natur hält.

Der ehrwürdige Greis begleitete mich bis auf die Treppe — Und wißt Ihr wohl, wie man ihn in dem aufgeklärten Genf nennt? — Das Insekt! — weil er von Insekten geschrieben hat!!

Genf, den 23. Jenner 1790.

Auch in der kleinen Genfer Republik erheben sich Mißhelligkeiten. Sonderbare Menschen! Selbst im Schooße der Zufriedenheit sind sie noch nicht zufrieden.

Heute hab' ich eine sehr pathetische Rede über die Vaterlandsliebe gehört. Der Redner zeigte, daß ihre Republik von allen Seiten glücklich sey, und daß zur Vollkommenheit ihres Glücks nichts weiter fehle, als die Einigkeit der Bürger, auf welcher die Sicherheit eines jeden beruhe. Die Kirche war sehr voll; vorzüglich war eine große Menge Frauenzimmer da, obgleich der Prediger nur immer die Brüder anredete. — Alles um mich her weinte und schluchzte, und die Thränen der schönen Mädchen, der Mütter

und Gattinnen, rührten auch mich unbeschreiblich.

Gestern schrieb ich an Bonnet folgenden Brief:

„Da ich glaube, daß ein kleiner Brief, wenn er auch nicht ganz rein Französisch geschrieben seyn sollte, Ihnen weniger beschwerlich fallen kann, als ein Besuch, der Sie vielleicht stören könnte, so nehm' ich mir die Freyheit, an Sie zu schreiben.

Ich habe Ihre Contemplation noch einmahl mit der größten Aufmerksamkeit durchgelesen, und ich kann es ohne Prahlerey sagen, daß ich mich im Stande fühle, dieses vortreffliche Werk zu übersetzen, ohne es zu

entstellen, und selbst ohne den Nachdruck seines Styls zu entkräften — Doch um die Schönheiten des Originals in ihrer ganzen Frische zu erhalten — dazu gehört freylich ein zweyter Bonnet. Ueberdieß ist zwar die russische Sprache reich genug, aber noch nicht hinlänglich gebildet, und wir haben nur noch sehr wenige philosophische und physikalische Originalwerke oder Uebersetzungen im Russischen. Es werden neue Wortverbindungen und wohl gar ganz neue Wörter nöthig seyn, wie das im Deutschen der Fall war, als man in dieser Sprache zu schreiben anfieng. Und ohne ungerecht gegen diese letztere zu seyn, deren ganze Kraft und vollen Reichthum ich kenne, kann ich doch behaupten, daß die unsrige mehr Biegsamkeit und Wohlklang hat. Das Gefühl der Nützlichkeit meiner Arbeit wird mir die nöthige Stärke geben, um alle Hindernisse zu überwinden.

Sie sind immer so deutlich, und alle Ihre Ausdrücke sind so bestimmt, daß ich Ihnen für Ihre gütige Erlaubniß, mich bey schwierigen Stellen an Sie zu wenden, nur danken kann. Wenn mir etwas schwer fallen wird, so wird es das seyn, das, was im Französischen ganz deutlich ist, auch im Russischen so deutlich zu geben.

Auch hab' ich beschlossen Ihre Palingenesie zu übersetzen. Ich habe einen Freund in Moskwa, der sich, so wie ich, glücklich schätzt, Ihre Werke gelesen und studiert zu haben, und der mir in meiner angenehmen Arbeit helfen wird. Vielleicht übersetzt er in dem Augenblick, da ich die Ehre habe, Ihnen zu schreiben, ein Kapitel Ihrer Contemplation oder Ihrer Palingenesie, um seinen Freund bey der Rückkehr in's Vaterland damit zu überraschen.

Wenn ich dem Publikum meine Uebersetzung vorlegen werde, will ich ihm zugleich sagen: „Ich habe ihn selbst gesehen,“ und der Leser wird mich heimlich beneiden.

„Empfangen Sie noch meinen Dank für Ihre gütige Aufnahme und die Versicherung meiner tiefsten Ehrfurcht, u. s. w.“

Darauf schrieb er mir zurück:

Genthod, Freytags des Abends, den 22. Jan. 1790.

Wenn ich nicht wüßte, daß Sie ein Russe wären, so würde ich das bey'm Lesen Ihres angenehmen Briefes kaum geglaubt haben. Sie handhaben unsre Sprache, wie ein Franzose, der sie studiert hat, und ich kann mir nicht genug Glück wünschen, einen Uebersetzer

gefunden zu haben, der so sehr im Stande ist, sein Original gut zu übertragen.

Sie werden die Palingenesie nicht weniger gut übersetzen als die Contemplation — davon bin ich überzeugt — und diese beyden Schriften werden Ihnen eine Ehre verdanken, die ihr Verfasser sehr zu schätzen weiß, nehmlich die, von einer Nation gekannt zu seyn, die Ihr Patriotism aufzuklären strebt, und die der Cultur so empfänglich ist.

Ich habe Sie noch um eine Gefälligkeit zu ersuchen, nehmlich künftigen Sonnabend mit einem kleinen philosophischen Mahle in meiner ländlichen Einsamkeit fürlieb zu nehmen. Wenn Ihnen dieser Tag gelegen ist, so werd' ich Sie um 12 Uhr erwarten, und wir werden uns über Ihre Arbeit unterhalten, wofür ich Ihnen so sehr verbindlich bin. Seyn

Sie so gütig mir ein Wort zur Antwort zu schreiben.

Die Nachricht, daß Sie einen Freund in Moskwa haben, der mit Ihnen gleiche Absichten hegt, ist mir sehr angenehm gewesen, und daß er Vergnügen daran findet mich zu lesen und zu studieren, das macht mir selbst nicht wenig Vergnügen.

Empfangen Sie die aufrichtigsten Versicherungen meiner Hochachtung und Werthschätzung u. s. w.

Genf den 26. Jenner 1790.

Da der gestrige Tag sehr schön war, so macht' ich mich zu Fuße auf den Weg nach Gentbod; aber bald bezog sich der Himmel, und

ein starker Regen nöthigte mich einen Zufluchtsort zu suchen. Ich trat in ein Bauerhaus, wo eine zahlreiche Familie bey Tische saß. Als der Wirth die Ursache meines unverhofften Besuchs gehört hatte, brachte er mir einen Stuhl aus der andern Stube, und bat mich, die Kartoffeln zu versuchen, die seine Frau gekocht habe. Ich kostete, und lobte sie, und legte die Gabel wieder hin. „Warum essen Sie nicht?“ — „Ich werde zu Mittage in Genthod bey H. Bonnet speisen.“ — „Bey H. Bonnet? Sie sind also bekannt mit ihm?“ — „Ja, das bin ich, doch nur seit kurzer Zeit!“ — „Ach! welch ein braver Mann! Alle Landleute lieben ihn von ganzem Herzen, und die Armen nennen ihn ihren Vater und Wohlthäter.“ — „Giebt er denn reichlich Almosen?“ „Allerdings! noch ist keiner von ihm mit traurigem Gesichte weggegangen. Er theilt nicht allein Almosen

aus, sondern spricht auch überdieß so freundlich und so vernünftig mit den Nothleidenden, daß jedem die Thränen in die Augen kommen, und jeder nach seiner Hand hascht, um sie zu küssen." — „Ja, das ist wahr," sagte der älteste Sohn des Wirthes. Und dasselbige bestätigte seine junge Frau — Der Regen hörte endlich auf, und nachdem ich dem gastfreyen und gutherzigen Bauer gedankt hatte, machte ich mich wieder auf den Weg. Der Genfer Weise ist also nicht bloß durch seine Schriften, sondern auch durch seine Thaten, ein Wohlthäter der Menschheit.

Ich fand Bonnet im Garten. Er führte mich aber sogleich in's Zimmer, als er die Spuren der Regentropfen auf meinem Rocke bemerkte, und ließ mich vor dem Kamin sitzen, damit ich mir die Füße wärmen könnte, um mich nicht zu erkälten, wie er sagte. Dieß

ist ein Zug von seiner Kunst, die Herzen zu gewinnen, und mit dieser Kunst ist seine Seele gebohren. Wenn, nach Wielands Ausspruche, seine Werke den Leser dahin bringen, daß er den Verfasser liebgewinnt, so vermehrt sein freundlicher Umgang diese Liebe gar sehr. Noch nie hab' ich mit jemanden so ohne alle Verlegenheit und so gern gesprochen, als mit Bonnet. Seine Worte und seine Blicke flößen Muth ein. Er hört alles aus bis zu Ende, läßt sich auf alles ein, und antwortet auf alles. Was für ein Mann!

„Sie wollen meine Contemplation übersetzen, sagte er heute zu mir, fangen Sie die Uebersetzung unter den Augen des Verfassers und an demselben Tische an, auf welchem sie geschrieben wurde. Hier ist das Buch, hier ist Papier, Tinte und Feder!“ Gern und freudig erfüllte ich seinen Wunsch. Mit einer ge-

wissen Ehrfurcht näherte ich mich dem Schreibetische des großen Philosophen, setzte mich in seinen Lehnstuhl, und nahm seine Feder — meine Hand zitterte nicht, obgleich Bonnet neben mir stand. Ich übersetzte den Titel und den ersten Paragraph — und las ihm dieß vor. „Ich höre, sagte der liebenswürdige Bonnet lächelnd, ich höre, aber ich verstehe nichts; Ihre Landsleute werden wahrscheinlich klüger seyn, als ich — dieß Papier aber behalt' ich zum Andenken unsrer Bekanntschaft.“ — Er wollte wissen, in wie viel Zeit ich die Contemplation übersetzen könnte, in was für Format ich es drucken lassen wollte, und ob ich die Correctur selbst übernehmen würde. Mir war es sehr lieb, daß der große Bonnet in diese kleinen Umstände eingieng; aber noch lieber war mir das Versprechen, daß er mir neue und selbst dem französischen Publicum noch unbekannte Bemerkungen mittheilen

wolle, die er auf einzelne Blätter geschrieben hat, und die theils Nachrichten von neuen Entdeckungen in den Wissenschaften enthalten, theils zur Ergänzung, Erklärung und Verbesserung mancher Stellen dienen.

„Ich bin ein Mensch, sagte er, ich habe „irren können; da ich unmöglich alle Ver„suche selbst anstellen konnte, so hab' ich frem„de Irrthümer angenommen, bis ich sie end„lich entdeckt habe. Und da ich meinen Wer„ken gern die höchst mögliche Vollkommenheit „geben möchte, so verbeßre ich unablässig die „Fehler, die ich darinne finde.“ —

Er will, daß ich ihm zwey Exemplare meiner Uebersetzung schicke; eins für ihn, und das andre für die Genfer Bibliothek.

Der ehrwürdige Greis schreibt fast nichts mehr selbst, um seine schwachen Augen zu

schonen; sondern diktirt alles seinem Sekretär.

Er fragte mich unter andern: welcher Philosophie man auf der moskowischen Universität den Vorzug gäbe? — Ich antwortete auf's Gerathewohl: „der Wolfischen," denn in der That weiß ich es nicht gewiß. Darauf sagte Bonnet: „Wolf ist ein guter Philosoph; nur liebt er gar zu sehr das Demonstriren; ich ziehe seine analytische Methode vor, die ungleich zuverlässiger und sichrer ist."

Um ein Uhr giengen wir in den Speisesaal, in dem untern Stockwerke, wo wir Madame Bonnet fanden, die zwar jünger, als ihr Mann, aber ungleich kränklicher und schwächlicher ist. Sie war eben so freundlich; und während Bonnet seine Suppe aß, rühmte sie mir heimlich die Güte seines Herzens. Von

feinem Verstande und von seinen Kenntnissen, sagte sie, mag das Publicum urtheilen: aber das kann ich sagen, daß seine Liebe, sein gutes Herz und seine zärtliche Sorgfalt mein Glück ausmachen. Ohne ihn, glaub' ich, wär' ich längst nicht mehr, da ich so schwach und kränklich bin. Wenn ich ihn um mich sehe, so ertrag' ich geduldig alle Zufälle meiner Kränklichkeit, und anstatt zu murren, dank' ich dem Himmel für einen solchen Gatten." — „Wovon sprechen Sie?" fragte Bonnet, indem er den Teller weggab. „Vom schönen Wetter," antwortete Madame Bonnet, und trocknete sich die Augen.

Ich saß zwischen diesen beyden würdigen Gatten, wie zwischen Philemon und Baucis. Das Mahl war sehr gut, und alles so überflüssig, wie in der Natur, die Bonnet beschrieben hat. Als wir den Kaffee tranken,

kam der dänische Mahler, dessen Bonnet in seiner Contemplation erwähnt, und der bey ihm wohnt. Er erzählte von der Krankheit der Madame Saussüre, der Nichte Bonnets. Und da er sehr schlecht Französisch spricht, so hielt er immer bey'm dritten Worte inne, und suchte manchmahl minutenlang die Ausdrücke. Der brave Bonnet saß geduldig mit seinem Hörrohre da, und wartete mit der größten Gelassenheit, bis er sich ausdrücken konnte. Dieser Zug ist für mich charakteristisch. Er zeigt deutlich die Sanftheit seiner Seele, die durch nichts beleidigt werden kann.

Es fiel ihm ein, mich zurück nach Genf zu begleiten. Er rief den Kutscher und befahl ihm anzuspannen. Ich wünschte, daß Ihr gesehen hättet, mit welchen Blicken ihn dieser Mensch betrachtete, und in welchem Tone er

ihm antwortete: Sehr wohl, mein guter, lieber Herr, sehr wohl! — Alle Leute im Hause lieben ihn, wie ihren Vater.

Ich weiß nicht, ob man ihn bedauern soll, daß er keine Kinder hat, die den traurigen Herbst seiner Tage erheitern könnten. Denn der Weise, der freundschaftlich mit dem Genius der Natur umgeht, der das ganze Menschengeschlecht als eine Familie betrachtet, und der für die Aufklärung und das Wohl Aller arbeitet, kann auch glücklich seyn ohne dieses Gut.

Madame Bonnet ist eine große Liebhaberin von Vögeln. Sie hat Papageyen, Zeisige, Turteltauben, und mehrere andre Vögel. „Ich wundre mich nicht über Ihren Geschmack, sagte ich zu ihr, denn wer sollte das nicht lieben, was Ihr Gemahl beschrieben hat?“ —

Bonnet hörte dieß, und drückte mir die Hand. „Aber wissen Sie, sagte er, daß ich oft mit meiner Frau über Bücher streite? Noch gestern z. B. hatten wir einen großen Streit über Du Paty's Lettres sur l'Italie. Der Styl dieser Briefe scheint ihr vortrefflich, und ich halte ihn für geziert und gezwungen. Sie findet darinne eine natürliche Beredtsamkeit, und ich nichts, als Antithesen. — Madame Bonnet lachte und bemerkte, daß der Verfasser des Essai analytique sur l'ame nicht immer die poetischen Schönheiten fühlte. — Sie brachten mich in ihrem Wagen bis an's Stadtthor.

Noch haben wir hier keinen Winter, und es giebt doch mitunter solche schöne und warme Tage, wie bey uns zu Ausgange des August's,

oder im Anfange des Septembers, und doch brennt schon in ganz Genf unaufhörlich das Kaminfeuer. Nur ein einzigesmahl hat es geschneyet. Der Schnee blieb aber nur einige Stunden liegen; doch sind die Gipfel der Berge damit bedeckt. Ein herrlicher Contrast! Auf den Spitzen der Winter in seiner ganzen Strenge, und am Fuße der Berge der schönste Herbst!

Vor einigen Tagen bin ich mit Herrn Ulrich, einem Zürcher, bekannt geworden, der Taub- und Stummgebohrne reden, lesen und schreiben lehrt. Er lebt hier im Hause eines reichen Mannes, der eine taubstumme Tochter hat. Sie ist dreyzehn Jahr alt und sieht sehr wohl aus. Durch seine Kunst und Mühe fängt sie schon an, sich deutlich zu machen, und Andre zu verstehen. Anfangs zeigt er ihr, wie man für jede Sylbe den Mund öffnen, und Zunge

und Lippen bewegen muß; dann lehrt er sie Töne hervorbringen, und erklärt ihr durch Zeichen den Sinn derselben. Wenn Andre nicht sehr geschwind sprechen, oder Worte sagen, die ihr bekannt sind, so versteht sie alles, nach der Bewegung der Lippen des Sprechenden. Schade, daß es so viele abstrakte Ideen giebt, die sich gar nicht durch Zeichen ausdrücken lassen!

Vorgestern war ich bey Herrn Ulrich. Er sprach mit seiner Schülerin, und zwar so leicht, wie mit jedem Andern. Sie verstand auch manches von dem, was ich sagte, und antwortete ganz ordentlich darauf. Nur hat sie etwas Wildes und Unangenehmes in der Stimme, welches durchaus nicht verbessert werden kann. Sie schreibt sehr rein und richtig. Ihre Mutter läßt sie ein Tagebuch halten, und Ulrich

zeigte mir es. Es war ordentlich geschrieben, nur gar zu skizzirt.

Sie liebt ihren Lehrer über die Maßen, und ist freundlicher gegen ihn, als gegen ihre Eltern. In dem Tagebuche bemerkte ich unter andern folgendes: „Madame N. bat mich zu Gaste — ich gieng aber nicht zu ihr. — Sie hatte meinen Lehrer nicht gebeten.“ — Ulrich ist in Paris gewesen, um den Abbé L'Epée kennen zu lernen, der dort eine Schule für Taubstumme angelegt hat. — Worüber soll man sich mehr wundern? über die Geschicklichkeit der Lehrer, oder über die Gelehrigkeit der Schüler? — Gewiß mehr über das letzte. Aber beydes zusammen reizt mich zur Bewunderung der Fähigkeiten des menschlichen Geistes.

Auch hab' ich in diesen Tagen den jungen Vernes kennen gelernt, dessen Franciade

und Voyageur sentimental Euch bekannt sind. In dem letztern ist manches Gute. Er speist dann und wann in unsrer Pension.

Mein Freund B. ist vor einigen Tagen nach Lausanne gereist. Und so eben erhalt' ich von ihm folgenden Brief:

„Ach! mein Freund! Beklage den Un„glücklichen! Erkältung, Husten, Brustschmer„zen, scheuchen mich zwar vom Schreibetische; „aber ich muß Dir mein unglückliches Schick„sal erzählen."

„Du wirst Dich noch an die junge Schö„ne aus Yverdon erinnern, mit welcher wir „zusammen in Basel speisten; Du wirst Dich „auch vielleicht erinnern, daß ich neben ihr „saß, daß sie freundlich mit mir sprach und

„mich zärtlich anblickte. Ach! welcher Felsen „hätte mich vor ihren durchdringenden Blicken „schützen, welche Schneemassen die Gluth aus„löschen können, die diese Blicke in der Quel„le meines Lebens entzündeten. Ja, „mein Freund, ich habe Anatomie und Medi„cin studiert, und weiß also, daß das Herz die „Quelle des Lebens ist, was auch der großacht„bare Doktor Megadidaktos und sein Herr „College der hochgelahrte Doktor Mikrologos „dagegen sagen mögen. — Die Yverdonische „Schöne hatte solche Empfindungen in mir „erregt, die — ich Dir jetzt nicht zu beschrei„ben vermag. Ich weiß nicht, was aus mir „geworden wäre, und was ich gemacht hätte, „wenn sie nicht — o harter Schlag! — in der„selben Nacht abgereist wäre, in welcher mei„ne Seele nur an sie dachte, und der beruhi„gende Schlaf meine Augen floh. — Du nah„mest mich mit aus Basel; die Reise, die

„schönen Gegenden, die schöne Französin, der
„kleine Pierre, das Eichhörnchen, das böse
„Eichhörnchen, interessante Bekanntschaften,
„Wasserfälle, Berge, Sophie — alles dieses
„konnte doch immer das Bild des Mädchens
„aus Yverdon nicht gänzlich aus meinem Her-
„zen tilgen.“

„Ein reißender Strom durchbricht über
„lang oder kurz alle Dämme; so auch die
„Liebe! — Ich miethete in Lausanne ein Pferd,
„und ritt nach Yverdon, oder — richtiger zu
„sagen — ich sprengte, ich flog; und um 10
„Uhr des Morgens war ich schon an Ort und
„Stelle. Ich trat im Gasthofe ab, puderte
„mich, legte Hirschfänger und Spornen ab,
„und gieng — wohin mich mein Herz zog.
„Ein sechzigjähriger Alter empfieng mich mit
„einer finstern Miene. Es war der Vater mei-
„nes Mädchens.“ „Gütigster Herr, redete ich

„Ihn an, die Achtung, von welcher mein Herz
„gegen Ihre Tochter erfüllt ist, der große,
„der starke, Wunsch, sie zu sehen“ — — In
„diesem Augenblick trat sie herein. „Julie,
„fragte sie der Vater, kennst Du diesen
„Herrn?“ — Julie sah mich an, und ant-
„wortete auf eine höfliche Weise: „Sie habe
„nicht die Ehre“ — Denke Dir mein Erstau-
„nen! Ich zitterte am ganzen Leibe — ich
„zitterte laut, wie Klopstock sagt. Mir
„schien es, als lasteten alle Schweizer- und
„savoyische Gebirge auf meinem Haupte. Kaum
„konnt' ich mich sammeln, und ohne ein Wort
„zu sagen, überreichte ich der vergeßlichen
„Julie mein Taschenbuch, worinne ihr Name
„stand, den sie mit eigner Hand geschrieben
„hatte. Eine hohe Röthe überzog das Gesicht
„des Mädchens. Sie fieng an sich zu entschul-
„digen, und sagte zu ihrem Vater: „Ich hat-
„te die Ehre mit diesem Herrn in Basel zu

„speisen.“ — Er nöthigte mich zum Sitzen.
„Mein Blut war noch sehr in Wallung, und im-
„mer konnt' ich noch nicht die Gegenwart des
„Geistes wieder finden; auch sie war in Ver-
„legenheit. Da der Alte hörte, daß ich ein
„Arzt sey, so war er herzlich froh, und fieng
„an, mir alle seine Krankheiten vorzurechnen.
„O weh! dacht' ich, also deswegen hat dich
„das Schicksal nach Yverdon geführt, um die
„Erzählung eines gebrechlichen Alten von sei-
„nen hämorrhoidalischen Zufällen anzuhören?
„Unterdessen saß die Tochter ganz still da,
„nahm von Zeit zu Zeit Tabak, und sah mich
„auch wohl an, aber gar nicht so wie in Ba-
„sel. Ihre Blicke waren so kalt, so kalt,
„wie — der Nordpol. Endlich konnt' ich's nicht
„länger aushalten, ich stand auf und empfahl
„mich. „Werden Sie noch lange in Yverdon
„bleiben?“ fragte sie mit ihrer angenehmen
„Stimme, und einem Lächeln, welches ganz

„deutlich sagte: „Ich hoffe, Sie werden das „zweytemahl nicht wieder kommen.“ — „Nur „einige Stunden, antwortete ich — „So „wünsch’ ich Ihnen eine glückliche Reise“ — „„und eine gute Praxis, setzte der Alte hinzu, „und nahm seine Schlafmütze ab. Wir schie„den — und als ich auf die Straße kam, „so sagte mir mein Lohnlaquay, daß Mam„sell Julie ehestens heurathen würde. Sie „sey mit H. N. verlobt. — „Ach! dacht’ „ich, nun kann ich die Ursache errathen, war„um sie mich so kalt aufnahm“ — ich verdop„pelte meine Schritte, um mich geschwinder „von dem Hause der künftigen Gemahlin des „Herrn N. zu entfernen. Yverdon war „mir nun zuwider. Ich wartete mit großer „Ungeduld auf das Mittagsessen, und als ich „mich endlich zu Tische setzte, befahl ich mein „Pferd wieder zu satteln. Mit mir zugleich „aßen vier Engländer, die meine Gesundheit

„in allen Weinen tranken, die der Wirth im
„Keller hatte. Ich ließ zwey Bouteillen Bur-
„gunder bringen, um mich zu bedanken. —
„Und so verstrichen — ohne daß ich's gewahr
„ward — drey bis vier Stunden. Mein Herz
„vergaß alles irdische Herzeleid, und ich ver-
„zieh der untreuen Julie von ganzer Seele.
„Die Engländer brachten verschiedene To-
„asts aus, und an mich kam auch einigemahl
„die Reihe. Zuletzt füllte ich noch ein Glas,
„hielt es in die Höhe und rief: „Wer Schön-
„heit und Zärtlichkeit liebt, der trinke mit
„mir auf Juliens Gesundheit, und wünsche
„ihr eine glückliche Ehe!“ — Die Gläser
„erklangen, der Wein schäumte, und alle Eng-
„länder schrieen mit einer Stimme: „Wir trin-
„ken Juliens Gesundheit und wünschen ihr
„eine glückliche Ehe.“ — Unterdessen hatt'
„ich wohl zehnmahl gefragt, ob mein Pferd
„fertig sey; und zehnmahl hatte man mir ge-

„antwortet, daß es längst vor der Thüre be„reit stehe. — Endlich kam der Aufwärter „und sagte: „ich könne nun nicht fort“ — „„Warum nicht?“ — „Es ist schon spät; „und der Himmel bezieht sich“ — „Geschwätz! „ich muß fort! mein Pferd!“ — Nach einer „halben Stunde erschien der Kerl wieder: „Es „ist unmöglich, daß Sie reuten können“ — „„Unmöglich? warum?“ — „Es ist spät, und „es fängt an zu schneyen.“ — „Albernes Ge„schwätz! mein Pferd! ich reute!“ — End„lich stand ich auf, drückte den Engländern „die Hände, schnallte meinen Hirschfänger um, „bezahlte meine Rechnung, schwang mich auf „mein Roß und sprengte mit verhängtem Zügel „nach Lausanne zurück. Der Wind wehte mir „den Schnee in's Gesicht, ich wischte mir die „Augen aus, und spornte meinen Gaul unauf„hörlich. Auf einmahl erhob sich ein schreckli„ches Schneegestöber, und ich konnte nicht

„mehr drey Schritte vor mich hinsehen. Ich „merkte, daß ich den Weg verlohren hatte, „aber was sollt' ich machen? „Vorwärts, vor„wärts! im Namen Gottes," rief ich — und „so irrte ich bis gegen Mitternacht herum. „Endlich verlohr mein guter Gaul, der treue „Gefährte meines Mißgeschicks, alle Kräfte „und blieb stehen. Ich stieg ab, und führte „ihn bey'm Zügel; aber bald verließen auch „mich die Kräfte. — Schon machte sich Dein „unglücklicher Freund fertig, den lockern Schnee „zu seinem Pfühle zu machen, und sein Schicksal „Gott anheim zu stellen. Der kalte Tod mit „allen seinen Schrecken schwebte über mir. „Ich nahm schon Abschied von meinem Vater„lande, von meinen Freunden, von den che„mischen Vorlesungen, *) und von al-

*) Mein Freund hatte oft mit Entzücken von seinen künftigen chemischen Vorlesun-

„len meinen süßen Hoffnungen. Aber das „Schicksal sprach dießmahl noch Pardon über „mich aus, und auf einmahl sah ich ein Bau= „erhaus vor mir. Du kannst Dir leicht meine „Freude vorstellen und deswegen will ich sie „nicht beschreiben. Man nahm mich auf, „wärmte, und speiste mich, und ließ mich aus= „ruhen. Den Morgen darauf drang ich dem „Wirthe sechs Franken auf, und machte mich „auf den Rückweg nach Lausanne, wo ich um „9 Uhr des Morgens mit einer starken Erkäl= „tung ankam — Das ist das Ende meines „Romans! Vale! B.“

---

gen gesprochen, mit welchen er das ganze gelehrte Dännemark in Verwunderung setzen wollte.

„P. S. Sobald mein Husten vorbey ist, „kehre ich nach Genf, unter den Schutz Ihrer „Magnificenzen der Herren Syndiks, zu„rück. Bey Euch, sagt man, giebt es viel „Lerm!“ —

Die Kathedralkirche in Genf erinnerte mich an die längst verflossenen Zeiten. Hier stand einst ein Tempel des Apollo; aber das Feuer verzehrte zum Theil dieses Werk der alten Kunst, und eine neue Religion verwandelte die Ruinen des heidnischen Tempels in eine christliche Kirche. — Ich trat in ihr weites und leeres Innere; meine Augen suchten irgend einen merkwürdigen Gegenstand, mit welchem sich meine Aufmerksamkeit beschäftigen könnte. Endlich erblickt’ ich eine Masse von schwarzem Marmor, den Löwen hielten — es

war das Grabmahl des Duc de Rohan, den Heinrich der Vierte als seinen Freund liebte, und den Ludwig der Dreyzehnte als seinen ärgsten Feind verfolgte. Er lebte und starb mit dem Schwerdte in der Hand, und bekränzt mit den Lorbeern des Siegers.

Avec tous les talens le ciel l'avoit fait
maitre,
Il agit en heros, en sage il ecrivit, *)
Il fut même grand homme, en combattant son maitre
Et plus grand, lors qu'il le servit.

Voltaire.

---

*) Er hat Les interêts des princes, Le parfait capitaine etc. verfaßt.

Rohan war das Haupt der Protestanten in Frankreich und der Anführer ihrer Armee; aber bey dem Friedensschlusse verlohr er ihr Zutrauen. Viele von ihnen nannten ihn einen Verräther, und wollten schon ihre Hände mit dem Blute des Helden besudeln, der sich rein von aller Schuld fühlte. Unbewaffnet und ruhig erschien er in der Mitte des murrenden Volks, entblößte seine Brust, und redete seine verblendeten Glaubensgenossen mit fester Stimme also an: „Stoßt zu! Hier ist meine Brust! Für euch opferte ich mein Leben; jetzt will ich von eurer Hand sterben.“ — Diese Worte rührten das Volk. Sie schämten sich ihrer Ungerechtigkeit, und fielen vor ihm auf die Knie. — So triumphirt endlich die Tugend, und der Freund der Menschheit vergießt Freudenthränen. — Dieser und ähnliche Züge des Edelmuths sind glänzende Perlen in der

finstern Geschichte der verflossenen Jahrhunderte.

Neben seinem Vater liegt der unglückliche Tancred. Das Schicksal dieses Prinzen verdient die Aufmerksamkeit und das Mitleid jedes gefühlvollen Menschen. Rohan wollte die Geburt seines Sohnes bis zu einer gewissen Zeit verschweigen, weil er fürchtete, daß der Cardinal Richelieu ihn zu sich nehmen und in der catholischen Religion erziehen möchte. Die eigennützige Schwester Tancreds, die gern allein das Vermögen ihres Vaters geerbt hätte, benutzte diesen Umstand, und ließ den Knaben Tancred durch einige ihr ergebne Leute weg stehlen, und einem geringen Manne außerhalb Frankreich zur Erziehung übergeben. Alles dieß wurde ganz nach ihrem Willen ausgeführt. Tancred wurde einem armen Manne in Holland anvertraut, und dem

Herzog und seiner Gemahlin, einer Tochter des großen Sülly, machte man weiß, daß ihr Sohn gestorben sey. Der junge Prinz, der auf dem Lande aufwuchs, durchstrich die Wiesen, arbeitete im Garten und hielt die Familie seiner Pflegeältern für die seinige. Er war schön und verständig, und erwarb sich die Liebe aller, die ihn kennen lernten. Unterdessen starb der Herzog. Schon lange hatte seine Gemahlin aufgehört, den Verlust ihres geliebten Sohnes zu beweinen, als sie auf einmahl zu ihrer unverhoften Freude, von einem derjenigen, die ihren Sohn nach Holland gebracht hatten, die zuverläßige Nachricht erhielt, daß er noch lebe. Sogleich schickte sie nach ihm. Tancred erfuhr seine erlauchte Geburt, und blieb gleichgültig; er erfuhr auch den Tod seines Vaters, und vergoß bittre Thränen. Er hörte endlich, wie ungeduldig ihn seine Mutter erwarte, und schnell ergriff

er die Hand des Boten und rief: „Komm, laß uns zu ihr eilen!“ — Als er aber nun den Kummer seines Pflegevaters und seiner Familie sah, warf er sich an seinen Hals, unter den theuersten Versicherungen, daß er sie nie vergessen werde. „Nie, sagte er, werde ich aufhören dich Vater zu nennen, nie werde ich meine Mutter, meine Brüder und Schwestern verleugnen! Jetzt lebt wohl! Wenn es mir in Paris wohl geht, so ruf' ich Euch zu mir“ — „Tancred reiste ab, und alle Augenblicke fragte er seinen Begleiter: „Sind wir bald an Ort und Stelle? Werd' ich bald meine Mutter sehen?“ — Er sah sie endlich, und kaum ertrug die zärtliche Mutter dieß Uebermaaß von Freude. Der gefühlvolle Sohn stürzte zu ihren Füßen — doch ich mag diese rührende Scene nicht beschreiben. Die Herzogin erklärte Tancred für ihren Sohn und fur den Erben des Duc de Rohan; aber ihre Tochter

wollte ihn nicht für ihren Bruder erkennen. Es entstand ein Proceß, bis zu dessen Endigung der junge Rohan den Titel eines Herzogs nicht führen durfte. — Frankreich war damahls der Schauplatz eines bürgerlichen Krieges. Der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé suchten sich der Hauptstadt zu bemächtigen und das Parlament zu vernichten; aber viele Edelleute hielten die Parthey des Parlaments, und vertheidigten die Stadt. Der achtzehnjährige Tancred schlug sich zu diesen letztern, und zeigte bey vielen Gelegenheiten eine bewundernswürdige Kühnheit und Männlichkeit. Und dieser heroische Muth war sein Unglück. In einem Treffen wurde er von den Seinigen verlassen und von allen Seiten von Feinden umringt. Man rief ihm zu, er solle sich ergeben: aber der junge Held hieb um sich herum und schrie: point de quartier! il faut vaincre ou mourir. Eine Kugel traf

ihn in's Herz — und der Held starb als — Held. Dieser frühzeitige Tod verkürzte die Tage der unglücklichen Herzogin. Sie ließ auf sein Grab folgende Inschrift setzen: „Hier liegt Tancred, der Sohn des Herzogs von Rohan, der wahre Erbe seiner Tugenden und seines großen Namens. Er fiel — ein achtzehnjähriger Jüngling — in der Vertheidigung seiner Mitbürger. Der Herr hat ihn gegeben; der Herr hat ihn genommen, zum Leidwesen aller seiner Verwandten und aller wahren Söhne des Vaterlandes. Margaretha von Bethüne, Herzogin von Rohan, eine traurige Wittwe und untröstliche Mutter hat dieses Denkmahl errichtet. Möge es ein ewiger Zeuge ihres Kummers und ihrer Liebe zum theuren Sohne bleiben!“ — Aber die boshafte Schwester Tancreds, die ihren Bruder auch noch im Grabe haßte, brachte es nach dem Tode ihrer Mutter — die gleichfalls neben ih-

rem Gemahle und Sohne begraben liegt — dahin, daß der König an die Genfer Republik schrieb, man möchte diese Inschrift vertilgen. Sie wurde auch in der That ausgelöscht; man findet sie aber noch in der Histoire de Tancrede. — Der berühmte Scuderi verfertigte folgende Verse, die er sogar der Schwester Tancreds überreichte:

Olimpe, le pourrai-je dire,
Sans exciter votre courroux?
Le grand coeur, que la France admire,
Semble deposer contre vous.
L'invincible Rohan, plus craint, que le tonnerre,
Vit finir ses jours à la guerre,
Et Tancrede a le meme sort.
Cette conformité, qui le couvre de gloire,
Force presque chacun à croire,
Que la belle Olimpe avoit tort,

Et que ce jeune Mars, si digne de mé-
moire,
Eut la naissance illustre, aussi bien que
la mort.

In der Kathedralkirche befindet sich auch das Grab des Großvaters der Madame de Maintenon, Theodor Agrippa Aubinier's, der eine Zeit lang die Gunst Heinrichs des Vierten besaß, in der Folge aber den Hof und Frankreich verlassen mußte.

Das schöne Wetter dauert fort. Ich suche es zu genießen, und oft steck' ich einige Louisd'or und mein Taschenbuch zu mir und mache kleine Ausflüge in die Schweiz, nach Savoyen oder in das *Pays de Gex*, und

nach drey oder vier Tagen kehr' ich nach Genf zurück.

Unlängst besuchte ich die Petersinsel, wohin sich der größte Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts flüchtete, um der Bosheit und den Vorurtheilen der Menschen auszuweichen, die ihn, gleich Furien, von einem Orte zum andern jagten. Der Tag war sehr schön. In einigen Stunden hatt' ich die ganze Insel durchwandert, und überall die Spuren des Genfer Philosophen aufgesucht — unter den alten Buchen und Kastanienbäumen, in den herrlichen Alleen des dunkeln Wäldchens, auf den verdorrten Wiesen, und an den felsigten Krümmungen des Ufers. „Hier, dacht' ich, hier lerntest du die harten und undankbaren Menschen vergessen — (hart und undankbar! mit welcher Betrübniß meines Herzens schreib' ich diese Worte nieder!) —

Hier vergaßest du alle Stürme der Welt, und genossest der Einsamkeit und der Ruhe! Hier erhohlte sich dein Geist von seinen großen Arbeiten, und dein Herz beruhigte sich! Wo bist du jetzt? Alles ist noch so, wie du es verließest, aber du bist nirgends — nirgends!" — Mir schien es, als wenn Wald und Wiesen seufzten, oder den tiefen Seufzer meiner Brust wiederhallten. Ich blickte um mich her — und die ganze Insel schien mir in Trauer gehüllt. Der Flor des Winters bedeckte die Natur! — Ich war müde, und setzte mich an das Ende der Insel. Der ganze Bieler See lag hell und ruhig vor mir. An seinen Ufern dämmerten Dörfer, und in bläulicher Ferne die Städte Biel und Nydau. Meine Phantasie zauberte mir einen Kahn auf die Spiegelfläche des Sees; Zephyre umgaukelten ihn und trieben ihn sanft nach dem Ufer. In dem Kahne lag ein Greis von ehrwürdigem Ansehen, in armenianischer

Kleidung. Sein an den Himmel gehefteter Blick zeigte die Größe seiner Seele, seinen Scharfsinn, und eine schöne Schwärmerey. „Das ist er! Das ist er! rief ich, den man aus Frankreich, aus Genf, aus Neufchatel verjagte.“ — Und warum? Weil ihm der Himmel einen vorzüglichen Verstand geschenkt hatte? Weil er gut, gefühlvoll und menschenfreundlich war?

Mit welchen lebendigen Farben beschreibt nicht Rousseau sein Leben auf der Petersinsel, das in der schönsten Muße dahin floß! Wer nie die Kräfte seines Geistes im nächtlichen Nachdenken erschöpft hat, der kann das Glück eines solchen Lebens gar nicht begreifen, das Glück dieses Sabbaths, das nur große Geister am Ende ihrer irdischen Wallfahrt ganz schmecken, und das gleichsam Stärkung und Vorbereitung zu einer neuen Thätigkeit

ist, die jenseits des Grabes anhebt. Aber deine Ruhe dauerte nicht lange! Ein neuer Donnerschlag vernichtete sie — und das Herz des großen Mannes blutete. „Laßt mich wenigstens ruhig sterben,“ rief er in der Verzweiflung seiner Seele — „Mögen eiserne Schlösser und schwere Riegel die Thüren meiner Wohnung verschließen! Verschließt mich in dieser Insel, sperrt mich ein, wenn ihr glaubt, daß mein Hauch vergiftet! Aber hört auf, den Unglücklichen von einem Orte zum andern zu jagen! Entzieht mir das Licht des Tages, und erlaubt mir Armen nur des Nachts, frische Luft zu schöpfen.“ — Nein! der schwache Greis mußte seine geliebte Insel verlassen — und dann wirft man ihm noch seine Misanthropie vor! — Wer würde an seiner Stelle nicht Misanthrop geworden seyn? — Vielleicht nur derjenige, der nie die Menschen liebte.

Ich saß nachdenkend da, als ich auf einmahl einen jungen Mann erblickte, der, den Huth in die Augen gedrückt, mit langsamen Schritten auf mich zukam. In der Hand hielt er ein Buch. Als er ganz nahe war, blieb er stehen, blickte mich an und sagte: Vous pensez à lui! Er gieng langsam weiter. Ich hatte nicht Zeit ihm zu antworten, und ihm genauer in's Gesicht zu sehen, aber nach seiner Aussprache und seinem grünen Frack mit goldnen Knöpfen hielt ich ihn für einen Engländer.

Auf der Petersinsel befindet sich nur ein einziges Haus, worinne der Schaffner mit seiner Familie wohnt; und hier wohnte auch Rousseau. — Diese Insel, die Bern gehört, nennt man jetzt größtentheils Rousseaus-Insel.

Auch in Yverdon, Neufchatel und andern Städten der Schweiz bin ich gewesen. —

Auf der Bibliothek in Yverdon sah ich einige Skelet's, die man vor ungefähr zwanzig Jahren bey einer Mühle ausgegraben hat. Mit den Gesichtern lagen sie nach Osten, und zu den Füßen fand man eine irdene Urne und verschiedne Vögelknochen. Auch fand ich da einige merkwürdige silberne Münzen aus dem Zeitalter Constantins.

In der Schweiz herrscht überall Reichthum und Ueberfluß; sobald man aber Savoyen betritt, so erblickt man nichts als Armuth, Lumpen, Bettler, Schmutz und Unreinlichkeit. Die Menschen sind faul, das Land liegt wüste, die Dörfer sind leer. Viele Savoyarden verlassen ihr Vaterland, und ziehen mit Murmelthieren in andern Ländern

herum. In Carouge, dem ersten savoyischen Städtchen, liegt Militair. Aber was für Soldaten! welche Officiere! Unglückliches Land! Und wehe dem Reisenden, der in den savoyischen Wirthshäusern eine Mahlzeit suchen muß! Er muß Augen und Nase verstopfen, wenn er seinen Hunger stillen will. Und die Betten sind so reinlich, daß ich mich niemahls entschließen konnte, sie zu besteigen.

Endlich herrscht wieder Friede und Ruhe in Genf. Die Veränderung, die vor einigen Monathen mit den hiesigen Räthen gemacht wurde, ist von den vereinigten Mächten Frankreich, Bern und Savoyen bestätigt worden, und die verbannten Genfer können jetzt zurück kehren. Unlängst war die Wahl der neuen

Syndics in der Peterskirche, und alle Bürger beschworen diese Wahl durch Auflegung der Hand auf die Bibel. Der erste Syndic hielt eine Rede, und gab Rechenschaft von der Verwaltung der abgehenden. Darauf leisteten die neuen Syndics den Eid, und versprachen feyerlich das Wohl der Republik zu befördern. Alles war still und feyerlich. Ausländer wurden nur mit einem Billet eingelassen.

Vor kurzer Zeit hat sich hier folgende tragikomische Geschichte zugetragen: An einem Sonntage erschien ein junger Engländer — nur nicht der, den ich auf der Petersinsel sah — auf dem Spaziergang la Treille, wo sich, vorzüglich des Sonntags, viele Leute versammeln, zu Pferde, und sprengte in vollem Galopp durch die Alleen. Kaum konnten sich die Spazierenden vor diesem Tollen retten.

Ein Polizeyofficiant ergriff endlich das Pferd bey'm Zügel, und sagte dem Engländer, daß man auf la Treille wohl spazieren gienge, aber nicht spazieren ritte. „Aber ich will reiten," antwortete der Engländer. — „Es ist nicht erlaubt." — „Wer, wer verbietet's mir?" — „Ich, im Namen des Gesetzes." — Der Engländer steckte die Zunge heraus, gab seinem Pferde die Spornen und jagte davon. — „Aufruhr! Rebellion!" schrieen die Genfer, und in einigen Minuten erschien eine Abtheilung der hiesigen Garde. Ihr glaubt vielleicht, daß sich der Engländer nun aus dem Staube machte? — Keinesweges! er ritt in den Alleen auf und ab, pfiff, spielte mit seiner Reitgerte, und neckte diejenigen, deren Physiognomie ihm nicht anstand. Ja er drohte sogar die Soldaten über den Haufen zu reiten, die ihn umringten. Aber endlich riß man den kühnen Britten, ungeachtet seines tapfern Widerstan-

des vom Pferde, und führte ihn in die Wache. Nach einer halben Stunde eilte ein junges Frauenzimmer zu ihm, und stürzte ihm mit Thränen in die Arme. Er sprach Englisch mit ihr, und wandte sich dann mit den Worten zu dem wachthabenden Officier: „Eure ganze Republik wiegt diese Thränen nicht auf." — Für eine solche Blasphemie ihres Staates, sagt man, haben ihn die Syndics einen Tag länger sitzen lassen. Gestern ist er in Freyheit gesetzt worden, und hat Genf sogleich verlassen.

Der Graf Moltke und Baggesen sind nun auch hier. Sie sind einige Tage in Paris gewesen, und kehren nun nach Bern zurück. Baggesens Hochzeit ist noch nicht gewesen, und er eilt zu seiner Braut. Der

Graf spricht mit Begeisterung von seiner Reise, von Paris, Lyon 2c. aber Baggesen ist still, denn sein ganzes Feuer gießt er in seinen Briefen an Sophie aus. Heute Abend giengen wir zusammen spazieren, und ich zeigte ihnen die schönsten Gegenden und Ansichten um Genf. Moltke erhob bey'm Anblick des Mont blanc die Hände, und versicherte unter den lautesten Ausrufungen der Bewundrung, daß er wünsche, auf seinem beschneyten Gipfel zu leben und zu sterben. „Wie ist es möglich, rief er aus, daß noch keiner der Großen dieser Erde auf den Gedanken gekommen ist, eine bequeme Straße bis auf den Gipfel dieses Berges zu führen, um seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen?" — Ihr seht, daß der Graf gigantische Ideen liebt.

Auch bin ich heute mit meinen dänischen Freunden in Ferney gewesen, wo wir alles be-

sehen und uns von Voltaire unterhalten haben. Darauf fuhren wir nach Genthod, zum Mittagsessen. Bonnet nahm uns mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit auf. „Jetzt, sagt' ich zu ihm, sind Sie mit dem Norden umringt,“ als wir uns um ihn hergesetzt hatten. „Wir verdanken dem Norden vieles, antwortete er, dort ist den Wissenschaften ein neuer Tag angebrochen; ich rede von England, das auch ein nördliches Land ist. Und war nicht Linné Ihr Nachbar?“ — Ein jeder von uns mußte sich der Reihe nach zu ihm setzen, und mit jedem sprach er über eine andre Materie. Mit dem Grafen unterhielt er sich über die politischen Angelegenheiten Dännemarks, mit Baggesen sprach er von seiner Braut, mit Becker über Chemie und Mineralogie, und mit mir über die russische Litteratur und den Nationalcharakter der Genfer. Darauf wurde die Unterhaltung allgemein —

ihr Gegenstand war Haller. Mit welcher Wärme erhob der große Bonnet die Verdienste des großen Hallers! Dreyßig Jahre liebten sie sich als Freunde. Mehreremal glänzten Thränen in den Augen des ehrwürdigen Greises. Er suchte den letzten Brief seines verstorbnen Freundes, und gab ihn Baggesen zu lesen. Diese letzten Zeilen Hallers, die er einige Tage vor seinem Tode geschrieben hatte, brachten uns alle zum Weinen. Einige Zeilen davon sind mir im Gedächtnisse geblieben: „Bald bald, mein lieber und verehrungswürdiger Freund, werd' ich nicht mehr in dieser Welt seyn. Ich wende meinen Blick auf mein verfloßnes Leben, und im Vertrauen auf die Güte der Vorsehung erwarte ich ruhig mein Ende. In diesem Augenblicke dank' ich mehr als jemahls dem Himmel, daß ich in der christlichen Religion erzogen wurde, und daß die heilsamen Wahrheiten derselben immer

in meinem Herzen lebten. Auch danke ich ihm für Ihre unschätzbare Freundschaft, die mein Leben versüßte, und die Liebe zur Weisheit und Tugend in meiner Seele nährte — Leben Sie wohl, mein theurer Freund! Leben Sie noch lange, das Reich der Tugend und Aufklärung zu erweitern! — In diesem Augenblick sehnt sich mein Herz nach Ihnen, und ich wünschte Sie zum letztenmahle zu umarmen. Zum letztenmahle wünscht' ich aus Ihrem Munde den süßen Namen Freund zu hören. Ich wünschte Ihnen noch mündlich die ganze Erkenntlichkeit, die ganze Empfindung meines Herzens zu erklären. — Ich hinterlasse Kinder; bleiben Sie ihr zweyter Vater, ihr Lehrer, ihr Beschützer, ihr Freund! — Leben Sie wohl! Wo und wie wir uns wiedersehen werden, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß Gott weise, gütig und allmächtig ist — wir sind unsterblich! unsere Freundschaft ist unsterblich! —

Bald rauscht der undurchdringliche Vorhang vor meinen Augen empor — dem Höchsten sey Dank! — Leben Sie wohl zum letztenmahle! meine Hand wird schwach — zum letztenmahle nenn' ich mich hienieden Ihren treuen, zärtlichen, erkenntlichen, dankbaren, sterbenden, aber ewigen Freund!" — Unter solchen Empfindungen beschloß dieser große Mann sein Leben, meine Freunde; und möge unser Ende dem seinigen gleich seyn! — Bonnet faßte Baggesen bey der Hand, und sagte mit gerührter Stimme: „Sie heurathen seine Enkelin; umarmen Sie mich!"

Nach dieser Scene wurden wir zum Essen gerufen. Der edle Wirth stellte seiner Frau die Fremden vor, und sagte, indem er auf Baggesen zeigte: „er ist der Geliebte derjenigen, die wir so sehr lieben."

Ueber Tische mußte Baggesen erzählen, wie er mit Sophie Haller bekannt geworden sey. Ich wünschte, daß Ihr ihn gehört hättet! Er drückt sich nur mit Mühe im Französischen aus; aber die Kraft seiner Worte und die Lebhaftigkeit seiner Gebehrden rührten die Seele. In seiner Begeisterung wandte er sich an Bonnet; aber der liebenswürdige Greis nahm ihn bey der Hand und sagte ganz ruhig: „Lieber Freund, ich bin ein Pythagoräer, und esse schweigend." — Baggesen wurde verlegen und schwieg; aber Madame Bonnet bat ihn fortzufahren.

Nach Tische giengen wir spazieren: „In dieser Laube, sagte Bonnet, schrieb ich die Vorrede zur Palingenesie. Hier am Ufer des See's die ersten Kapitel. Dort unter dem Schatten der hohen Bäume den Schluß der *Contemplation*. In der reinen Luft sind meine Ideen frischer und lebendiger." —

Die Stunden oder Minuten der Darstellung — in welchen sich die Seele, von göttlichem Feuer erwärmt, dem schnellen Strome der Gedanken und Empfindungen überläßt, nennt er die glücklichsten, süßesten, himmlischsten Minuten seines Lebens.

Das Gespräch lenkte sich auf die Dichtkunst. Baggesen versicherte, daß er nie mehr Verse schreiben würde, *) weil diese Gattung der Darstellung durchaus nicht natürlich sey, und die Empfindung hindere, sich in ihrer ganzen Fülle und Freyheit zu ergießen. — „Ich bin zum Theil Ihrer Meynung, sagte Bonnet, und gestehe gern, daß mir eine

---

*) Und doch hat er unlängst mehrere Lieder herausgegeben.

gute Prose weit besser gefällt, als Verse; vielleicht kommt das aber daher, daß ich kein Dichter bin.“ — „Derjenige, der am Schlusse der Palingenesie geschrieben hat: Notre PERE! .... notre PERE! .... nous .... ist der größte Dichter,“ rief Baggesen, und dieses aufrichtige Lob rührte den gefühlvollen Greis.

Bonnet nennt Hallers Gedicht vom „Ursprung des Uebels“ das beste von allen philosophischen Lehrgedichten. Auch lobt er Popens Essay on Man. Er liebt und schätzt Klopstock, ob er ihn gleich niemahls gesehen hat.

Wir blieben in Genthod bis gegen Abend.

Den 2. Februar 1790.

Der Abbé N. Almosenierer der französischen Gesandtschaft spielte lange Zeit eine ansehnliche Rolle in den Genfer Gesellschaften. Er besaß eine ziemliche Gelehrsamkeit, und zwar mit den meisten französischen Schriftstellern bekannt. Dabey war er witzig, lustig und unterhaltend. Von sechs Uhr bis um achte — wo man in Genf gewöhnlich am Kartentische sitzt — war er die Seele des Damenzirkels. Er errieth Räthsel, löste Charaden auf, und erzählte lustige und rührende Pariser Anekdoten. „Wie liebenswürdig er ist!“ sagten die Damen, indem sie sich zum Spiele setzten.

Aber da in der physischen, wie in der moralischen, Welt alles der Veränderung unterworfen ist, so verwandelte sich auch der aufgeweckte, unterhaltende Abbé auf einmahl in

einen tiefsinnigen, traurigen, Kopfhänger. Zwar besuchte er noch eben so fleißig die Gesellschaften, wie ehemahls, spielte aber eine ganz andere Rolle, als sonst. Umsonst bemühten sich die Damen ihn in's Gespräch zu ziehen; seine Antworten waren kurz, sein Lächeln gezwungen. „Was ist unserm Abbé begegnet?“ fragten alle seine Bekannten, und Niemand konnte die Ursache dieser plötzlichen Metamorphose errathen. Einige seiner Freundinnen suchten in sein Geheimniß einzudringen; aber alle ihre Versuche waren fruchtlos. Man sagte ihm z. B.: „Seit einiger Zeit sind Sie so schwermüthig, Abbé.“ — „Ich, Madame? es kann seyn.“ — „Ihre Freunde nehmen Theil an Ihrem Kummer, ob sie schon die Ursache desselben nicht kennen.“ — „Ich habe ihnen auch nichts zu entdecken.“ — „Erlauben Sie uns daran zu zweifeln.“ — „Wie es Ihnen beliebt.“ — — Mit einem Worte, der Abbé

schwieg, und die Damen gaben ihn endlich auf. Ein andrer Abbé, der aus Paris kam, nahm seinen Platz ein.

Um diese Zeit lernt' ich ihn kennen. Es war ein Mann von vierzig Jahren, aber nach seinem frischen und muntern Ansehen, hielt man ihn kaum für fünf und dreyßig, trotz seiner Melancholie. Seine Miene war finster und ernsthaft, und in seinen dunkeln Augen blitzten noch Funken einer feurigen Seele. Einigemahl begegnete ich ihm auf seinen einsamen Spaziergängen; auch fand ich ihn manchmahl unter den Kastanienbäumen auf einer Anhöhe, von wo man rechter Hand die savoyischen Schneeberge, gerade aus den Genfer See und zur Linken den blauen Jura erblickt, der sich bis nach Basel hinabzieht. Wahrscheinlich war dieß eben so gut sein Lieblingsplatz, als der meinige. Nachdenkend, in sich vertieft heftete

er seine traurigen Blicke entweder auf den verwelkenden Rasen, oder auf den stillen See. Manchmahl setzte ich mich neben ihn, und dachte an meine Freunde — und tiefdenkend schwiegen wir beyde.

Einmahl wacht der Gesandtschaftssecretär um drey Uhr in der Nacht auf, und sieht Licht im Zimmer des Abbé, in welches aus dem seinigen eine Glasthüre gieng. Neugierig zu wissen, was doch der Abbé so spät noch mache, steht er auf, geht zur Thüre und sieht ihn auf den Knieen vor dem Crucifixe. Seine Arme waren ausgestreckt nach dem Gegenstande seiner Verehrung, auf seinem Gesichte war eine herzliche Andacht zu lesen, und Thränen stürzten ihm aus den Augen. Der junge Secretär war niemahls fromm gewesen, aber dieser Anblick erweckte in seiner Seele das Gefühl der tiefsten Ehrfurcht; er stand unbeweg-

lich. Nach einigen Minuten erhob sich der Abbé, setzte sich und fieng an zu schreiben. Der Secretär legte sich zwar wieder in's Bette, konnte aber nicht schlafen, und sah bey seinem Nachbar Licht bis an den Morgen. Um neun Uhr trat dieser aus seinem Zimmer, mit rothen Augen und blassem Gesichte; übrigens aber war keine Unruhe an ihm zu bemerken. Der Secretär fragte ihn, ob er gut geschlafen habe? „Sehr gut," antwortet er, und schlägt ihm einen Spaziergang vor. Sie gehen nach la Treille und spazieren über eine Stunde auf und nieder, indem sie von gleichgültigen Dingen sprechen. Es war ein Feyertag und um zehn Uhr mußte der Abbé Messe lesen. Er that dieß mit besonderer Andacht. Nach der Messe verschwand er, ohne ein Wort zu sagen. Die Stunde des Mittagsessens kam heran, der Abbé war noch nicht zurück; die Stunde der Abendmahlzeit näherte sich; er war immer

noch nicht zu Hause. Die Nacht gieng vorüber, und er war noch nicht da. Am Morgen meldete es der Secretär dem Residenten. Man schickte zu seinen Bekannten; aber keiner hatte ihn gesehen. Endlich erkundigte man sich in den Thoren, und da sagte denn die Schildwache am Schweizerthore, daß er den Tag zuvor um ein Uhr aus der Stadt gegangen sey. Man fragte überall in der umliegenden Gegend nach; aber man erfuhr nichts weiter von ihm. Alle seine Sachen, sogar sein Geld, hatte er in seinem Zimmer zurückgelassen. „Der Abbé ist verlohren," sagte man in Genf, und endlich vergaß man ihn. Er hatte keine Freunde! Ihm fehlte das Gut, das mir zu Theil ward.

Einige Zeit darauf giengen zwey Ausländer am Ufer der Rhone spazieren, da wo sich die wilde Arve mit ihr vereinigt, und spra-

chen vom Leben des Menschen. „Schnell, schnell eilt es dahin,“ sagte einer von ihnen, und sah in die rauschende Rhone, und erblickte einen schwimmenden Leichnam, den ein großer Stein aufhielt. Der Leichnam wurde herausgezogen, und man erfuhr nun das unglückliche Schicksal des Abbé. Zwey Wochen hatte er im Wasser gelegen, und er war nur an seinen Kleidern kenntlich.

In dem nächsten französischen Dorfe drey Werste von Genf ward er begraben — ohne Sang und Klang — kein Stein deckt seine Gruft — keine Innschrift sagt dem Wandrer, wo der Unglückliche liegt, und der furchtsame Aberglaube fliehet vor dieser Stelle. „Dort liegt ein Selbstmörder!“ sagen die Landleute und schaudern.

Die Ursache, warum dem Abbé das Leben verhaßt ward, ist noch bis diese Stunde unbekannt.

Genf den 28. Februar 1790.

Ich weiß nicht, was ich von Eurem Stillschweigen denken soll, meine theuren Freunde! Mit Ungeduld wart' ich auf die Post — sie kommt endlich an — ich laufe, ich frage — und mit langsamen Schritten, den Blick an den Boden geheftet, kehr' ich nach Hause zurück. Ich stelle mir alles vor — und die leiseste Möglichkeit erschreckt mich. Ach! wenn Ihr nicht mehr in der Welt seyd, so ist meine Verbindung mit dem Vaterlande zerrissen; ich suche mir irgend eine Einöde tief in den Alpen, und verlebe dort in ewiger Einsamkeit,

umringt von einer traurigen und furchtbaren Natur, meine Tage.

Doch vielleicht lebt Ihr, und befindet Euch wohl — Eure Briefe gehen vielleicht durch einen Zufall verlohren. Das ist meine Hoffnung und mein Trost! — Dunkel und Helle, Trübe und Heiterkeit wechseln jetzt — gleich dem Aprilwetter, in meiner Seele — und in der traurigsten Stimmung hab' ich die Feder ergriffen. Jetzt ist mir besser.

In drey Tagen, meine Freunde, verlass' ich Genf. Meine Hauptbeschäftigung besteht jetzt darinne, die Landcharte zu studieren und den Plan meiner Reise zu machen. Ich werde das südliche Frankreich — die herrlichen Gegenden Languedoc's und der Provence besuchen. Da ich aber dort nur kurze Zeit weilen werde, so schickt Eure Briefe nur nach Paris, unter

der Adresse: A messieurs Breguet et compagnie etc. und wenn nach meiner Abreise ein Brief von Euch in Genf eintreffen sollte, so hab' ich schon Anstalten getroffen, daß er mir nachgeschickt wird.

Während meines hiesigen Aufenthalts bin ich oft auf die Einwohner Genfs böse gewesen, und einigemahl nahm ich mir vor den Nationalcharakter der Genfer mit den dunkelsten Farben zu mahlen. Aber jetzt, bey'm Abschiede, ist es mir unmöglich etwas Böses von ihnen zu sagen. Mein Herz hat sich mit ihnen ausgesöhnt, und ich wünsche ihnen alles mögliche Gute. Möge ihr kleiner Staat unter dem Schatten des Jura und des Salevenbergs blühen! Mögen sie die Früchte ihrer Arbeitsamkeit, Geschicklichkeit und Betriebsamkeit genießen! Mögen sie ruhig in ihren Cirkeln die Angelegenheiten Europens entscheiden, und

ihre Damen dem tauben Barone Räthsel aufgeben! Mögen alle Bewohner Europens aus Norden und Süden in ihre Mauern kommen, um in ihren Abendgesellschaften Whist zu spielen und Thee und Kaffee zu trinken! Mag endlich ihre kleine Republik noch lange, lange Jahre ein niedliches Spielwerk auf der Erdkugel bleiben!

Heute gieng ich sehr schwermüthig in's Freye: aber nach und nach zerstreuten sich die melancholischen Bilder meiner Seele. Meine Blicke flogen über den majestätischen See hin, und schwammen sanft auf seiner durchsichtigen Fläche. Mir ward so leicht, so wohl! Die Luft war so warm und rein! Auf den Bäumen hüpften die Vögel von Zweige zu Zweige, und

sangen ihre frohen Lieder, nach dem langen Schweigen des Winters, zum erstenmahle auf den noch unbelaubten Aesten. Der Hauch des Frühlings erweckte rings umher in der Natur Leben und Thätigkeit.

Bey Bonnet bin ich auch zum letztenmahle gewesen, und habe ihm bey dieser Gelegenheit aufrichtig meinen Kummer entdeckt. Er bedauerte und tröstete mich — und sein Ton und seine Blicke zeigten, daß er es redlich meyne. Die versprochenen Anmerkungen zur Contemplation hab' ich von ihm erhalten. Becker, der, zu meinem großen Vergnügen, mit mir reist, hatte mir aufgetragen, ihn zu fragen, wenn es ihm gelegen wäre, seine Abschiedsvisite anzunehmen? — „Er ist Ihr Freund,“ antwortete der edle Greis, „und so ist er mir zu jeder Zeit willkommen.“ Welch' ein Herz! Wie soll ich seine Freundlichkeit,

sein einnehmendes Betragen vergessen! Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, als ich von ihm Abschied nehmen mußte. „Leben Sie, sagte ich zu ihm, leben Sie zum Wohle der Menschheit noch lange!“ — Er umarmte mich — wünschte mir Glück — wünschte, daß Ihr, meine Freunde, gesund seyn möchtet, und daß ich bald einen Brief von Euch erhielte. Guter, liebenswürdiger Bonnet! gefühlvoller Philosoph! — Ich machte die Thüre seines Kabinets hinter mir zu; aber er folgte mir, und rief mir nach: adieu; cher K..., adieu! — Auch hat er mir zwey Adressen an die Herren Gilibert und de la Touret, den Direktor und den Secretär der Academie der Wissenschaften in Lyon, mitgegeben.

Den ganzen Abend hab' ich mit Spazierengehen zugebracht. Ich habe von allen meinen Lieblingsörtern Abschied genommen. Am hohen

Ufer der rauschenden Rhone, da wo sich die Arve in sie stürzt, und ein schäumender Bach vom steilen Felsen herabfällt, dort hab' ich oft bis in die Nacht gesessen, und heute hab' ich von da zum letztenmahle auf den schönen stillen See und die savoyischen Berge und Thäler geblickt. Ich erinnerte mich, was ich da gedacht, und dort empfunden hatte — und fast hätte ich die Zeit vergessen, wenn man in Genf das Thor schließt. — Lebt wohl, geliebten Freunde! Wenn Ihr gesund seyd, so bin ich mit dem Schicksale zufrieden — und erhalt' ich einen Brief von Euch, so werd' ich allen Kummer vergessen! Lebt wohl! Das ist die letzte Zeile aus Genf! —

In einem Gebirgsdorfe im Pays de Gex
den 4. März 1790.

Heute nach Tische verließen wir Genf in einem zweysitzigen englischen Wagen, den ich bis Lyon für vier Louisd'or gemiethet habe. Wir näherten uns auf einem herrlichen glatten Wege dem Jura. All mein Kummer verschwand, und eine stille Heiterkeit, ein unbeschreibliches, süßes Gefühl trat an seine Stelle. Noch nie bin ich mit solchem Vergnügen gereist. Ein braver Gefährte, ein bequemer Wagen, ein dienstfertiger Fuhrmann — neue Gegenstände — Erwartung dessen, was ich sehen würde — alles dieses versetzte mich in die glücklichste Stimmung, und jeder neue Gegenstand vermehrte meine Freude. Becker war eben so heiter, und unser Kutscher gleichfalls! Eine herrliche Fahrt!

Da wo vor mehrern Jahrtausenden der Jura bey irgend einer großen Revolution der Erde auf seiner Grundlage sich theilte, betraten wir bey einem schneidenden Nordwinde die Grenze Frankreichs. Sogleich umringten uns die Beschauer, und kündigten uns mit außerordentlicher Höflichkeit an, daß sie unsre Sachen durchsuchen müßten. Ich gab meinem Reisegefährten den Schlüssel zu meinem Koffre, und gieng in's Wirthshaus. Um den Kamin saßen einige Montagnards oder Bergbewohner, die mich mit einem stolzen Blicke maßen, und sich dann wieder nach dem Feuer umdrehten. Als ich ihnen aber freundlich zurief: bon jour, mes amis! nahmen sie ihre Hüthe ab, und rückten zusammen, um mich vor den Kamin zu lassen. Ihr ernsthafter Blick brachte mich auf den Gedanken, daß Leute, die auf kahlen Felsen, unter dem Heulen der Stürme wohnen, keinen lustigen Cha-

rakter haben können. Finstre Schwermuth wird immer ihre Eigenschaft seyn, denn die Seele des Menschen gleicht einem Spiegel, in welchem sich die sie umgebenden Gegenstände abbilden.

Dieses Grenzwirthshaus ist ein wahres Bild der Armuth. Die Treppe vor dem Hause besteht aus zwey unordentlich über einander gelegten Feldsteinen, auf die man nur mit Mühe hinauf klettert. In der Stube sieht man, außer den kahlen vier Wänden, nichts als einen großen Tisch, und zehn oder zwölf unförmliche Klötze, die man Stühle nennt. Der Fußboden ist von Ziegelsteinen, aber überall zerbrochen. — Nach einigen Minuten trat auch Becker herein, und fieng an mit mir Deutsch zu sprechen. Ein alter Mann, der am Tische saß, und Käse und Brod aß, horchte, lächelte und rief: „Deutsch! Deutsch!“ — um uns zu

verstehen zu geben, er wisse, welche Sprache wir redeten. „Wundern Sie sich nicht,“ fuhr er fort, „ich habe einige Campagnen in Deutschland, und in den Niederlanden unter dem tapfern Marschall von Sachsen mitgemacht. Sie haben wahrscheinlich von der Schlacht bey Fontenay gehört; da wurd' ich an der linken Hand verwundet. Sehen Sie — ich kann sie nicht höher heben, als so.“ — „Braver Soldat, sagte ich, indem ich zu ihm trat, und seine rechte Hand ergriff, erlaube mir Dich zu betrachten.“ — Der Invalide lächelte. — „Hast Du Deinen Abschied schon lange, guter Alter?“ fragte Becker. — „Seit dreyßig Jahren, antwortete er, eine ziemliche Zeit; nicht wahr, mein Herr? Mein General liegt schon längst in der Erde.“ — „Wir haben sein Grab gesehen.“ — „Sein Grab? — Wo?“ — „In Straßburg, mein Freund!“ — „Straßburg? — Das ist weit von

hier, dahin kann ich nicht gehen, und ich hätte so gern über seiner Asche geweint. Er war ein Held, meine Herren, — ein General, wie es jetzt keinen mehr giebt, und auch sobald nicht wieder geben wird. Die Soldaten liebten ihn, wie ihren Vater. Es ist mir, als sähe ich ihn noch vor mir. Welcher Blick! was für eine Stimme! Am Tage unsers Sieges fuhr er auf einem Leiterwagen. Eine schwere Krankheit verhinderte ihn auf dem Pferde zu sitzen. Aber dessen ungeachtet commandirte er, und munterte die Soldaten zur Tapferkeit auf; auch fochten wir, wie die Löwen. Ich vergaß meine Wunde und fiel erst dann nieder, als unsre ganze Armee mit einer Stimme: Sieg! Sieg! rief, und die Feinde vor uns liefen, wie furchtsame Hasen. Was für ein Tag!" — Der Alte hob den Kopf in die Höhe, und schien um zwanzig Jahre jünger. Seiner Runzeln schienen we-

niger; seine erstorbnen Augen glänzten, und der achtzigjährige Krieger war bereit mit seiner Krücke gegen die vereinigte Macht des ganzen Europa zu marschiren. Ich ließ Wein geben und brachte ihm ein Glas auf die Gesundheit der tapfern Veteranen zu. Lächelnd antwortete der Alte: „und auf's Glück junger Reisender" und leerte es in einem Zuge. — Er erzählte uns, daß er bey einem seiner Enkel im Gebirge wohne, und daß er jetzt im Begriff sey einen andern seiner Enkel zu besuchen. — Unterdessen war unsre Equipage fertig. Ich hatt' im Sinne dem alten Invaliden einen ecu in die Hand zu drücken, aber die Furcht, den edlen Stolz des alten Kriegers zu beleidigen, hielt mich zurück. Er begleitete uns bis vor die Thüre, und rief den Beschauern zu: „Ich hoffe, meine Herren, daß Sie gegen die fremden Herren höflich gewesen sind." — „Ja, ja!" antworteten sie lachend, und wünschten

uns eine glückliche Reise, ohne auch nur einen Kopeken von uns zu fordern.

Wir fuhren lange zwischen den Felsen des Jura, die sich zu beyden Seiten des Weges wie Mauern erheben. Und auf diesen fürchterlichen Höhen klimmten über unsern Köpfen auf schmalen Fußsteigen Menschen, die sich unter schweren Lasten krümmten oder beladene Esel vor sich hin trieben. Man kann dieß nicht ohne Schauder betrachten, denn alle Augenblicke fürchtet man sie herabstürzen zu sehen. — In der ersten französischen Festung Fort de l'Ecluse wurden wir angehalten. Diese Festung scheint unüberwindlich, da sie von allen Seiten mit unermeßlichen Abgründen und steilen Felsen umgeben ist, und hundert Mann Besatzung reichen hin, sie gegen eine Armee von zehntausend Mann zu vertheidigen. Die Garnison besteht aus hundert und funfzig Invali-

den, die unter dem Commando eines alten Majors stehen, der unsre Pässe unterschrieb.

Des Nachts kamen wir an die sogenannte perte du Rhone. Wir stiegen aus, und wollten an den Rand des Flusses hinabsteigen; aber der gutherzige Kutscher ließ es nicht zu, indem er versicherte, daß ein einziger falscher Tritt das Leben koste. Unweit des Weges sahen wir Licht. Wir giengen drauf los und fanden ein kleines Haus. Wir klopften an und es erschienen sechs oder sieben Menschen, die, sobald sie hörten, was wir wollten, sogleich Laternen anzündeten, und uns an dem steilen Abhange hinabführten, oder vielmehr hinabtrugen. Bey dem schwachen Scheine der Laternen sahen wir ringsumher eine fürchterliche Wildniß. Der Wind brauste in das Toben des Flusses — und das Ganze war recht in ossianischem Geschmack. Die Rhone ist hier zwischen

zwey Reihen hoher Felsen zusammengedrückt, und stürzt sich mit fürchterlichem Toben und Gebrülle durch das enge Bette. Endlich laufen diese überhängenden Felsenwände zusammen, und der Fluß verbirgt sich unter ihnen. Man hört nur noch das unterirdische Tosen seiner Wellen. Ueber diesem Felsengewölbe kann man ohne alle Gefahr fortgehen. Einige Klaftern weiter stürzt sie sich wieder schäumend hervor; nach und nach wird sie breiter, und fließt schon nicht mehr so schnell; auch wird das Wasser heller. —

Vier Werste von diesem Orte übernachteten wir in einem kleinen Dorfe, wo wir ein sehr gutes Wirthshaus fanden. Man führte uns nicht nur in ein artiges und gut meublirtes Zimmer, in welchem man sogleich Kaminfeuer anmachte, sondern in einer Stunde hatten wir auch ein gutes Abendessen, das aus

sechs bis sieben Schüsseln und einem Dessert bestand. In dem untern Stockwerke sangen einige Montagnards ihre einfachen Lieder, die mit dem Heulen des Sturmes zusammen meine Seele zum Ernste stimmten. Die Melodieen ihrer Lieder hatten viel ähnliches mit den Melodieen unsrer Volkslieder, die für mich so rührend sind. „Singet, meine Freunde, rief ich in einer Art von Extase, singet, und versüßt durch angenehme Harmonieen die Bitterkeiten des Lebens! Denn auch ihr seyd gewiß nicht frey von Kummer, dem der Arme nimmer entflieht, er mag sich in Gebirgen oder in Abgründen verbergen. Auch in euren Wildnissen beweint der Freund den Freund, der Liebhaber seine Geliebte! — Man erzählte mir hier folgende traurige Geschichte:

Alle Mädchen des Dorfs hatten ein Auge auf den liebenswürdigen Jean, und alle

Jünglinge betrachteten Lisetten mit Wohlgefallen. Schon von der frühesten Kindheit an liebte Jean Lisetten, und Lisette liebte ihn. Die Eltern suchten diese gegenseitige Neigung zu unterhalten, und die glücklichen Liebenden hofften schon bald auf immer vereinigt zu werden. Eines Tages giengen sie mit andern jungen Leuten spazieren und kamen an den Rand eines fürchterlichen Abgrundes. Jean faßte Lisetten bey der Hand und rief: „Komm fort! das ist fürchterlich!“ — „Furchtsamer, antwortete sie lächelnd, schämst Du Dich nicht? Der Boden ist fest. Ich habe Lust dahinunter zu blicken.“ — Mit diesen Worten riß sie sich von ihm los, und näherte sich dem Abgrunde. In dem Augenblicke rollten die Steine unter ihren Füßen weg. Sie schrie, wollte sich anhalten; aber umsonst — der Berg bebte — ein Theil davon stürzte ein, und die Unglückliche wurde vom Abgrunde verschlungen. Je-

an wollte ihr nach — aber die Füße versagten ihm den Dienst, er fiel bewußtlos zur Erde. Seine Cameraden erstarrten vor Schrecken und riefen: Jean! Jean! aber Jean antwortete nicht. Sie schüttelten ihn, aber er regte sich nicht. Sie legten ihm die Hand auf's Herz — es schlug nicht mehr. — Jean war todt. Man zog Lisetten aus dem Schlunde heraus, sie war zerschmettert — ihr Gesicht war nicht mehr kenntlich. — Der Vater Jeans gieng in's Kloster, und Lisettens Mutter starb vor Gram. —

Den 6. März 1790.

Heute morgen um fünf Uhr verließen wir unser Nachtquartier. Ein schrecklicher Sturm drohte unaufhörlich unsern Wagen über den

Haufen zu werfen, und von allen Seiten umringten uns Bergschlünde, in die man nicht ohne Entsetzen blicken konnte. Jeder derselben erinnerte mich an Jean und Lisette — Und doch gewährte mir der Blick in diese Tiefen ein unerklärliches Vergnügen, das wahrscheinlich der besondern Stimmung meiner Seele zuzuschreiben war. Der Rachen aller dieser Abgründe ist mit scharfen Klippen besetzt, und ganz unten, in der Tiefe, erblickt man nicht selten ein herrliches von Wasserfällen gewässertes grünes Plätzchen. Die kühnen Gemsen klettern dahin, und ätzen das Gras ab. Auf einigen Felsenhöhen erblickt man die mit Moos bewachsenen Ruinen alter Burgen, die zu ihrer Zeit unüberwindlich waren. Hier sitzt die Göttin der Melancholie in ihrem moosigten Mantel schweigend auf den Trümmern, und blickt unbeweglich auf den Strom der Jahrhunderte, deren eins nach dem

andern in das Meer der Ewigkeit stürzt, und kaum einen bemerkbaren Schatten auf unserm Erdenrunde zurück läßt. — Solche Gedanken und Bilder füllten meine Seele, und ich saß über eine Stunde in Nachdenken versunken, ohne ein Wort mit meinem Reisegefährten zu sprechen.

Der Weg ist in diesen wilden Gegenden so breit, daß zwey Wagen sich bequem ausweichen können. Um diese Straße zu führen, mußten ganze Felsen geebnet werden; Ihr könnt also denken, welche Arbeit, und wie viele Millionen sie kostet. So triumphirt gleichsam der Fleiß und die politische Aufklärung einer Nation über die Natur, und Felsenhöhen sinken unter der allmächtigen Hand des Menschen in Staub, der über Abgründen und Bergen Wesen seines gleichen sucht, um ihnen

mit stolzem Lächeln zurufen zu können — auch ich lebe auf der Welt.

Endlich ward es mir zu enge im Wagen — ich stieg aus und gieng weit voraus zu Fuße. Im Walde begegnete ich vier jungen Frauenzimmern, in grünen Amazonenkleidern und schwarzen Hüthen. Alle viere waren blond und sehr schön. Ich blieb stehen und betrachtete die unvermuthete Erscheinung mit Erstaunen. Auch sie sahen auf mich, und eine von ihnen sagte endlich mit einem schalkhaften Lächeln: „Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr, daß Ihnen der Wind den Huth nicht nimmt.“ — Diese Worte brachten mich wieder zu mir selbst. Ich zog den Huth ab und machte ihnen ein tiefes Compliment. Sie lachten und giengen weiter. Es waren reisende Engländerinnen; ein viersitziger Wagen fuhr hinter ihnen

drein. Uebrigens begegneten uns nur wenig Reisende.

Gestern gegen Abend fuhren wir endlich in eine große Ebne hinab. Ich empfand eine gewisse Freude. Lange hatten meine Augen nichts als unübersehbare Gebirgsketten gesehen, und so war mir der Anblick des platten Landes gewissermaßen neu. Ich erinnerte mich an Rußland, die geliebte Heimath, und es schien mir, als wär' ich ihr näher. So liegt unser Feld — dacht' ich, indem ich der Täuschung meiner Schwärmerey folgte — so liegt unser Feld, wenn die Frühlingssonne sein Schneegewand lüftet, und es mit der grünen Saat überziehet, der Hoffnung des neuen Jahres. — Der Abend war sehr schön! Die Bergstürme schwiegen, und die Strahlen der untergehenden Sonne verursachten eine angenehme Wärme. Aber auf einmahl kam mir

B S B
MÜNCHEN

der Gedanke in den Sinn, daß Ihr, meine Freunde, vielleicht nicht mehr auf der Welt seyd, und alle süße Träume meiner Einbildungskraft verschwanden. Ich wünschte mich in das Gebirge zurück, um das Heulen des Sturms zu hören.

In den wildesten Berggegenden und in den armseligsten Dörfern haben wir doch immer gute Wirthshäuser gefunden, in denen man sicher auf einen hinlänglich besetzten Tisch und ein reinliches Zimmer mit gutem Kaminfeuer rechnen kann. In diesen französischen Auberzen sind mir zwey Dinge vorzüglich aufgefallen: das erste, daß man des Abends nie Suppe giebt nach dem Sprichworte: on soupe sans soupe; und das zweyte, daß man zu jedem Couvert nur Löffel und Gabel legt, indem immer vorausgesetzt wird, daß jeder Reisende sein Messer bey sich hat. —

Nirgends habe ich solche Zoten auf den Wänden gelesen, als in diesen Wirthshäusern. „Warum löscht ihr diese Abscheulichkeiten nicht weg?“ fragte ich einmahl die Wirthin. „Ich habe noch nie Zeit gehabt, sie zu bemerken, antwortete sie, wer wird dergleichen Zeug lesen?“ —

In einem kleinen Dörfchen fanden wir einen großen Volksauflauf. „Was giebt's denn hier?“ fragte ich. — „Unser Nachbar Andres, der Wirth zum Kreuze, antwortete mir ein junges Weib, hat gestern in der Besoffenheit vor der ganzen Welt erklärt, daß er sich den Teufel aus der Nation mache. Unsre Patrioten wurden darüber böse, und wollten ihn hängen. Aber endlich erbarmten sie sich seiner, und ließen ihn ausschlafen. Heute haben sie ihn nun genöthigt in der Kirche knieend um Verzei-

hung wegen dieser Lästerung zu bitten. Mich dauert der arme Andres!" —

Lyon den 9. März.

Wir waren noch zwey Meilen von Lyon, als wir es schon erblickten. Die Rhone, an welcher der Weg wieder fortläuft, führte uns, gleichsam als ein Wegweiser, zu dieser ansehnlichen Stadt Frankreichs. Dieser Fluß ist hier sehr breit. Von weitem erscheint Lyon nicht so groß, als es in der That ist. Nur etwa fünf oder sechs Thürme ragen aus der dunkeln Häusermasse empor — Die Dörfer am Wege sind sehr gut gebaut. — Als wir näher kamen, erblickten wir den Quay, der mit den prächtigsten Häusern von fünf bis sechs Stockwerken besetzt ist. Ein herrlicher

Anblick! — Am Thore mußten wir halten. Der Beschauer fragte uns ganz höflich, ob wir keine Waaren bey uns hätten? — Als wir es verneint hatten, sah er in unsern Wagenkasten, machte uns darauf eine Verbeugung und gieng fort, ohne unsre Koffres auch nur anzurühren. Wir fuhren längs dem Quay — und ich erinnerte mich an Petersburg. Eine lange hölzerne Brücke wölbt sich über die Rhone, auf deren jenseitigem Ufer man schöne Sommerhäuser und Gärten sieht. Auch kamen wir vor dem Theater, einem großen Gebäude, vorbey, und traten im Hotel de Milan ab. Vier Menschen eilten sogleich herbey, um unsre Sachen in's Haus zu tragen, und in einigen Minuten waren sie damit fertig, noch ehe man uns ein Zimmer angewiesen hatte. Die Wirthin kam uns mit einem solchen Lächeln entgegen, als ich weder in Deutschland, noch in der Schweiz gesehen hatte. Zum

Unglück waren alle Zimmer besetzt, ein einziges ausgenommen, das sehr dunkel war. Die freundliche Wirthin versicherte uns aber, daß wir den Tag darauf ein sehr gutes Zimmer erhalten sollten. „Nun so mag es gut seyn!“ war unsre Antwort; und geschwind kleideten wir uns ein wenig um, um in die Comödie zu gehen. Unterdessen erzählte uns der Aufwärter, der unser Zimmer zurechte machte, wahrscheinlich um ihm einen größern Werth in unsern Augen zu geben, daß es unlängst von einem schönen schwarzäugigen Mädchen aus Constantinopel bewohnt worden sey.

Um fünf Uhr giengen wir in's Theater, und nahmen ein Billet auf's Parterre. Logen, Parket, Gallerie — alles war voll, denn Vestris, der berühmte Tänzer, belustigte heute zum letztenmahle das Lyonner Publicum durch

die Leichtigkeit seiner Füße. Ueberall um uns her summte es, wie Bienenschwärme. Diese ungewohnten Ausbrüche der Freyheit setzten mich in Erstaunen. Wenn eine Dame im Parket oder in einer Loge aufstand, so ertönte es von dem Parterre aus hundert Kehlen: à bas! à bas! Um uns her sahen wir nur wenig ordentlich gekleidete Menschen; ich beredete also Becker mit auf's Parket zu kommen. Allein man sagte uns, daß dort alles besetzt sey; und ein junger Mensch führte uns in eine Loge des dritten Ranges, wo wir eine Dame und unsern Bekannten, den Baron Beulwitz, Hofmeister der schwarzburgischen Prinzen, trafen, die auch nur eben angekommen und gleichfalls im Hotel de Milan abgetreten waren. Die Dame bot mir den Platz neben sich an; da ich sie aber zu geniren fürchtete, so gieng ich in eine andre kleine Loge, ganz über dem Theater, die leer war. Der Vorhang gieng auf. Man gab les

plaideurs. Ich hörte kaum die Hälfte, und konnte überhaupt nur wenig aufmerksam seyn, da ich alle Augenblicke durch Leute gestört wurde, die ohne Aufhören in die Loge kamen, oder wieder weggiengen. — Kaum war der Vorhang wieder niedergelassen, als von allen Seiten Schauspieler und Schauspielerinnen, Tänzer und Tänzerinnen — die ersten noch überdieß im Negligé — auf der Scene zum Vorschein kamen. Die einen umarmten sich und tanzten, die andern lachten und einige riefen: ein neues Schauspiel! Vestris in seinem Schäferkleide sprang herum wie ein muthwilliger Bock. — Die Musik fieng endlich wieder von neuem an — die Theaterhelden verschwanden — der Vorhang gieng auf — das Ballet fieng an. Vestris zeigte sich — und aus allen Winkeln des Hauses erschallte ein donnerndes Klatschen. Man muß gestehen, daß die Kunst dieses Tänzers bewundernswür-

dig ist, der — allen Theorieen der Physiologen zum Troz — die Seele in den Füßen zu haben scheint. Welche Figur! Welche Gelenkigkeit! was für ein Gleichgewicht! Niemahls hätt' ich geglaubt, daß mir ein Tänzer so viel Vergnügen machen könnte! Aber jede Kunst, die zu einer gewissen Höhe gebracht ist, erregt eine angenehme Empfindung in der Seele! — Das Klatschen der entzückten Franzosen übertäubte die Musik. In der Stellung eines leidenschaftlichen Liebhabers, der sein Herz in stummen Seufzern der Geliebten entdeckt, entzog sich Vestris den Augen der Zuschauer. Er küßte noch zuletzt seine Hirtin und warf sich auf eine Bank, um auszuruhen. Darauf wurde wieder ein kleines Stück in einem Aufzuge gegeben, das nicht viel taugte. Endlich machte ein Ballet den Beschluß. Vestris tanzte wieder, und jede Bewegung seiner Füße ward beklatscht. Unterdessen hatten sich zwey Fremde

neben mich gesetzt, die in Reisekleidern waren. Der eine wandte sich an mich und sagte: „In der Loge neben uns sitzt ein Russe." Ich sah mich um, und antwortete ihm, daß der eine ein Deutscher, und der andre ein Däne sey.

Fr. Wenigstens hab' ich die Ehre mit einem Russen zu sprechen?

Ich. Ja, ich bin ein Russe.

Fr. Und doch scheint es mir unmöglich. Sie sind ein Franzos!

Ich. Ich versichre Sie, ich bin ein Russe.

Fr. O! In Rußland lebt man lustig. Nicht wahr?

Ich. Sehr lustig.

Fr. Sind Sie schon lange in Lyon?

Ich. Etwas über drey Stunden.

Fr. Und woher kommen Sie?

Ich. Aus Genf.

Fr. Ah! eine herrliche Stadt! Was sagt man dort von Necker?

Ich. Man rühmt ihn größtentheils.

Fr. Wohin reisen Sie?

Ich. Nach Paris. — „Nach Paris?“ fiel der andre jetzt ein; „Ey! Bravo! Bravo! Wir kommen eben gerade von daher. Das ist eine Stadt! Ach, mein Herr, was für Vergnügen wartet Ihrer dort! Vergnügen, von dem man hier in Lyon gar keinen Begriff hat. Sie sind gewiß im Hotel de Milan abgetreten? Wir logiren auch da; (zu seinem Reisegefährten) mon ami, nous partons demain.“

Der Erste. Oui!

Der Andre. Es ist wahr — es kostet Geld —

Der Erste. Was sprichst Du nun da? Die Russen sind alle reich, wie Crösus. Sie reisen gewiß nicht nach Paris ohne eine gespickte Börse.

Der Andre. Als wenn ich das nicht wüßte! In der That kann man auch mit wenigem recht vergnügt leben, und alle Tage im Theater und den Thuillerieen seyn.

Der Erste. Fünf- bis sechstausend Livres monathlich ist zur Noth genug. — Ach! mir hat es wohl mehr gekostet.

Der Andre. Bravo, Vestris, bravo!

Der Erste. Herrlich! Schade, daß er so ein Dummkopf ist! ich kenne ihn sehr genau —

Graf Mirabeau, sagt man, hat eine Ehrensache gehabt.

Der Andre. Ja, mit dem Marquis —

Der Erste. Weswegen?

Der Andre. Der Marquis hat ihn in der Nationalversammlung beleidigt. — Paris, (indem er sich wieder zu mir wandte) Paris wird Ihnen ohne Zweifel gefallen. Sie können so viel verthun, als Sie wollen. Mein Camerad hat ein wenig zu prächtig gelebt. Nicht wahr, Lisette hat Dir viel gekostet?

Der Erste. Ah!

Ich. Und woher sind Sie gebürtig, wenn ich Sie fragen darf?

Der Andre. Wir sind aus Languedoc, haben lange in Paris gelebt, und kehren jetzt nach Montpellier zurück.

Der Erste. Bravo, bravo, Vestris! Er ist der erste Tänzer in der Welt — (Nach einer Pause, in welcher er nachzudenken schien, setzte er seufzend hinzu) Wenn ich sterbe, so kann ich doch sagen, daß ich das Leben genossen habe. Ich habe alles gesehen —

Der Andre. Alles gesehen und alles versucht — mußt Du noch hinzusetzen.

Der Erste. Mais oui, oui! das ist wahr — Sie kennen wahrscheinlich den russischen Grafen, der diesen Winter in Montpellier zugebracht hat?

Ich. Den Grafen B....? Nur dem Namen nach.

Der Erste. Er hat auf meinem Landhause gespeist. Ein braver Mann!

Der Andre. Sie sprechen in der That sehr gut Französisch.

Ich. Um Verzeihung — ich weiß, daß ich schlecht spreche.

Der Erste. Sie sprechen es vortrefflich.

Ich. Sie sind sehr gütig. —

Der Erste. Ein schwarzes Kleid ist die beste Tracht für einen Ausländer in Paris.

Der Andre. Ja, ein schwarzseidnes — Sind die russischen Frauenzimmer schön?

Ich. Außerordentlich!

Der Erste. O! was das anbetrifft, da versteht sich niemand besser darauf als ich. Ich habe Deutsche, Italienerinnen — Spanierinnen — Türkinnen — und — von allen Nationen unter den Händen gehabt.

Der Andre. Ja, ja! das ist wahr! Ha, ha, ha, ha!

Der Erste. Sie sind zu Wasser gekommen?

Ich. Ich bitte um Verzeihung.

Der Erste. Also zu Lande? — Aber wie heißt doch die russische Stadt, von welcher man zur See nach England reisen kann?

Ich. Sie sprechen wahrscheinlich von Petersburg?

Der Erste. Ja, ja! — Schade nur, daß es bey Ihnen so kalt ist. — Den Kutschern friert doch der Bart — Bravo, bravo, Vestris.

Unterdessen trat Becker in die Loge und fieng an Deutsch mit mir zu sprechen.

Der Erste wandte sich sogleich zu ihm: Sie sind ein Deutscher?

Becker. Um Verzeihung — ich bin aus Kopenhagen.

Der Erste. Ah! aber Ihre Sprache ist der deutschen sehr ähnlich; denn Sie sagten: „Ja, mein Herr.“ — Und wohin reisen Sie?

Becker. Nach Paris — wir reisen zusammen (indem er auf mich zeigte.)

Der Erste. Bravo. Tant mieux!

Das Ballet war aus — der Vorhang fiel. Das Parket, die Logen, das Parterre — alles schrie mit einer Stimme: „Bleib hier, Vestris! Bleib hier!“ — Dieß Geschrey hielt einige Minuten an. Der Vorhang erhob sich wieder — Vestris trat hervor. Welche bescheidne Miene! Welche Sanftheit in seinem ganzen Aeußern! Was für Verbeugungen! —

Den Huth hielt er am Herzen. — Man mußte die Ohren verstopfen, um nicht vom Lermen des Klatschens taub zu werden. — Er blieb stehen — auf einmahl war alles still — man hörte keinen Athemzug. Vestris sprach: Ich habe nur auf einen Monath Erlaubniß erhalten, mich von Paris zu entfernen — der Monath ist vorbey, und ich sollte heute reisen; doch — Hier schien er vor Rührung nicht weiter sprechen zu können. Er hob die Augen empor, als wenn er Kräfte sammeln wollte. — Ein rauschendes Beyfallklatschen! aber auf einmahl war alles wieder still. Vestris fuhr fort: „Zum Beweise meiner Dankbarkeit für „die Gunst, mit welcher Sie mich beehrt ha„ben, werd' ich noch morgen tanzen.“ — Ein lermendes Bravo vereinigte sich mit dem Donner des Klatschens, und der Enthusiasm schien so groß, daß die leichten Franzosen in diesem Augenblick vielleicht kein Bedenken getragen

hätten, Vestris zu ihrem Diktator auszurufen.

Die höflichen Herren, mit welchen ich ein so interessantes Gespräch hatte, wünschten mir eine glückliche Reise, und versprachen, mich in einem Monathe in Paris zu besuchen. — Als wir nach Hause kamen, setzten wir uns vor das lodernde Kaminfeuer, und sprachen mit einer Art von Entzücken von der französischen Höflichkeit.

Den folgenden Tag erhielten wir zwey große heitere Zimmer, deren Fenster auf den Platz des Terreaux vor dem Rathhause gehen; wo man unaufhörlich eine Menge Menschen sieht; auch werden Aepfel, Apfelsinen, Pomeranzen und andre Kleinigkeiten da verkauft. Nachdem wir uns angekleidet hatten, giengen wir aus, um die Stadt zu besehen.

Die Straßen sind, drey oder vier ausgenommen, größtentheils enge. Der Quay an der Saone hat treffliche Gebäude. Das Wasser dieses Flusses ist eben so grün, als das der Rhone, aber noch trüber. Unaufhörlich schrieen uns Weiber an, die mit Kähnen am Ufer hielten: „Ist's Ihnen nicht gefällig, über den Fluß zu setzen?“ obgleich Brücken genug, und nahe bey einander sind. Der größte und beste Theil der Stadt liegt zwischen den beyden Flüssen. An der Saone erhebt sich ein hoher Berg, auf dessen Gipfel ein Kloster und einige Häuser erbaut sind. Von hier übersieht man die ganze große Stadt. Die savoyischen Schneegebirge, aus denen bey hellem Wetter unser Genfer Bekannter, der dreyköpfige Mont blanc, hervorragt, erheben sich gemeinschaftlich mit den Gebirgsketten des Dauphiné amphitheatralisch, und begränzen den Horizont. Auch geben die grünen Ebnen jenseits der

Rhone — auf denen schon der Frühling an⸗fängt — einen reizenden Anblick. Durch sie geht der Weg nach Languedoc und Provence, jene glücklichen und blühenden Provinzen, wo im Sommer und Frühling die Luft mit Wohl⸗gerüchen angefüllt ist, und wo jetzt schon die Mayblümchen blühen.

In der Mitte eines großen mit dichten Alleen eingefaßten Platzes, um welchen her die schönsten Gebäude stehen, sieht man auf einem marmornen Piedestal die bronzene Sta⸗tüe Ludwig des Vierzehnten. Dieß Monument ist eben so prächtig, als das un⸗sers großen Peters, obgleich die Thaten und der Geist dieser beyden Fürsten sich so we⸗nig glichen. Ludwig der Vierzehnte ward be⸗rühmt durch seine Unterthanen, aber Peter machte sein Volk berühmt — Der erste war nur zum Theil ein Beförderer der Aufklärung;

da hingegen der andre, gleich dem strahlenden Gotte des Tages, am Horizonte der Menschheit erschien', und die Finsterniß um sich her erhellte. — Auf Befehl Ludwigs mußten Tausende fleißiger und geschickter Franzosen ihr Vaterland verlassen; und Peter zog aufgeklärte und geschickte Ausländer in sein Land. Den ersten schätz' ich als einen mächtigen König; und den zweyten verehr' ich, als einen großen Mann, als einen Halbgott, als den Wohlthäter der Menschheit, als meinen eignen Wohlthäter. Bey dieser Gelegenheit bemerk' ich, daß der Gedanke', die Statüe Peters des Großen auf einen rohen Granitfelsen zu setzen, vortrefflich und unvergleichlich ist — denn dieser Stein stellt Rußland vor, wie es dieser große Bildner fand. Nicht weniger gefällt mir die kurze, kräftige und vielsagende Innschrift: Peter dem Ersten Catharina die Zweyte. — Die Worte

auf Ludwigs Denkmahl hab', ich nicht gelesen. —

Um ein Uhr kehrten wir nach Hause zurück. Wir fanden schon mehr als dreyßig Personen am Tische. Ein jeder nahm, was ihm beliebte, und der war am glücklichsten, vor welchem eine gute Schüssel stand. Doch war der Tisch sehr reichlich besetzt.

Nach Tische gieng ich zu Matthison, einem deutschen Dichter, an welchen ich einen Brief hatte. Er ist hier Erzieher der Kinder eines hiesigen Banquiers. „Ach! Sie sprechen Deutsch; Sie lieben die deutsche Litteratur; Sie schätzen die deutsche Ehrlichkeit.“ — Mit diesen Worten umarmte er mich. Doch freute ich mich noch mehr seiner Bekanntschaft, als er der meinigen. Vielleicht würde mir seine Bekanntschaft in Deutsch-

land nicht so angenehm gewesen seyn, als sie mir es in Frankreich war, wo ich keine Aufrichtigkeit, kein sympathetisches Herz suche — und zwar deswegen, weil ich es nicht zu finden hoffe. Mit einer liebenswürdigen Hast hohlte er aus seinem Schreibtische einige Lieder, die er unlängst gedichtet hatte, und las mir sie vor. Ich hörte ihm mit unverstelltem Vergnügen zu. Eine zarte Sanftheit, ein lebhaftes Gefühl, und eine reine Sprache — das sind die Schönheiten seiner Lieder. Auf einmahl hielt er inne, blickte mich an, lächelte, und sagte: „Nicht wahr, ich habe ein wenig geeilt Ihnen meine Muse vorzustellen? Ach! die arme hat bisher durchaus keine Bekanntschaft in Lyon gehabt!“ — Ich drückte ihm lächelnd die Hand, und versicherte ihn, daß ich seine Muse von ganzem Herzen liebe. — Von ihm weg gieng ich in die Komödie. Man gab Rousseau's Devin du village. Mit

dem größten Vergnügen hörte ich die Musik dieser herrlichen Oper. Die Pariser Damen hatten recht, als sie behaupteten, daß ihr Verfasser sehr viel Gefühl haben müsse. — — Ich stellte mir ihn vor, wie er unrasirt und ungekämmt in einer Loge des Theaters zu Fontainebleau bey der ersten Vorstellung derselben saß, und sich vor den Blicken des entzückten Publicums zu verbergen suchte. — Im Ballet erregte die Kunst Vestris auf's neue Bewundrung. Kaum war der Vorhang niedergelassen, als man von allen Seiten: Vestris! Vestris! schrie — Der Vorhang gieng wieder auf — Der ermüdete Tänzer erschien unter dem lautesten Beyfallklatschen mit derselben bescheidnen Miene und mit denselben demüthigen Verbeugungen, als den Tag vorher. Es schien, als erwartete er sein Urtheil, obgleich der Ausspruch des Publicums aus allen Winkeln des Theaters wiedertönte. — Einen

Augenblick darauf herrschte die größte Stille — Vestris stand da, wie unbeweglich und schwieg — Die Stimme der Ungeduld erschallte — das Publicum vergaß, daß der Tänzer kein Redner sey, und erwartete eine Rede — ein Irrthum, der für Franzosen sehr verzeihlich ist! — In diesem Augenblicke hätte man den vergötterten Vestris auspfeifen können. — Doch auf einmahl ward alles wieder still. Der Tänzer nahm sich zusammen und sagte: Messieurs, je suis penetré de vos bontés — mon devoir m'appelle à Paris. — Das war genug für Franzosen. Beyfallklatschen und Bravorufen folgten ihm. — Vestris ist mit Lyon durchaus zufrieden. Seine Kunst hat hier Lob und Belohnung erhalten. — Ich habe ihn einigemahl auf der Straße gesehen. „Das ist Vestris!" schrie man, und deutete mit Fingern auf ihn. Und so ehrt man die Leichtigkeit der Füße, wie die erhabenste

Tugend! — Seine Belohnung an Gelde ist nicht minder beträchtlich; denn für jede Vorstellung hat er 520 Livres erhalten. — Heute Abend speisen alle Schauspieler bey ihm (er wohnt gleichfalls im Hotel de Milan) und die Gesellschaft ist so lermend, daß ich die Hoffnung aufgebe, einzuschlafen.

Heute Morgen führte uns Matthison zu einem Bildhauer, der sich in Italien nach den Antiken gebildet hat. Er nahm uns sehr höflich auf, und zeigte eine sehr schön gearbeitete Statüe. Dem Mahler und Bildhauer ist eine lebhafte Einbildungskraft eben so nöthig, als dem Dichter. Der Lyonner Künstler besitzt sie. Er arbeitet jetzt an einer Statüe, die ein junger Gatte für seine Gattin bestellt

hat, die Mutter eines liebenswürdigen Knaben ist. Der Künstler hat einen herrlichen Knaben gebildet, der unter dem Schutze der Minerva den sanften Schlaf der Unschuld schläft. Unten sieht man das Bild des Ulysses. „Jetzt, sagte der Künstler seufzend, arbeite ich nur wenig, denn ich muß oft auf die Wache ziehen, so wie die übrigen Bürger. Der Anblick der unvollendeten Werke macht mich traurig. Ach! meine Herren, Sie können sich den Kummer eines Künstlers nicht vorstellen, den man von seiner Arbeit entfernt.“ — Darauf giengen wir in's Hospital, ein großes Gebäude am Ufer der Rhone. In dem ersten Saale, in welchem man uns führte, standen über zweyhundert Betten in einigen Reihen — Was für ein Schauspiel! Mein Herz zitterte — Auf diesem Gesichte sah man die Erschöpfung aller Kräfte und die größte Schwäche, auf jenem den Kampf des

Todes mit dem Leben. — Hier kann man die Züge zum Gemählde der leidenden Menschheit sammeln, und Schatten auf Schatten häufen. Aber welche Beschäftigung! Wer erträgt den ganzen Graus derselben? — Zwischen den Bildern der Krankheit und des Todes entdeckten wir auch die stille Freude der Genesung. Blasse Kinder spielten mit Blumen — die Empfindung der Schönheiten der Natur erwachte auf's neue in ihren Herzen. Ein Greis, der nur vom Krankenlager aufgestanden war, erhob die Augen gen Himmel, blickte dann um sich herum, und erhob sie wieder. „Ich werde also noch einmahl leben!“ sagten seine frohen Blicke. — „Ich werde noch einmahl des Lebens genießen,“ jauchzten die freudetrunknen Mienen eines Mannes und eines Jünglings. Welches Gemische von Empfindungen! Wie vermochte sie meine Brust zu fassen! — Wir giengen aus einem Saale in den andern. In

jedem derselben ist Eine Gattung Kranke. Ueberall herrscht eine außerordentliche Reinlichkeit, und überall ist frische Luft. Die Krankenpflege verdient das Lob eines jeden Menschenfreundes, und wo könnte man sie mit lebhafterm Vergnügen loben als hier? — Barmherzigkeit! Mitleid! heilige Tugenden! — Die sogenannten barmherzigen Schwestern dienen in diesem Hause des Jammers, und das gute Bewußtseyn ist ihre einzige Belohnung. Einige von ihnen liegen betend auf den Knieen, andre reichen den Kranken Arzney und Speise. Manche dieser tugendhaften Nonnen sind noch sehr jung; und aus den Gesichtern aller strahlt die größte Sanftheit. — In der Mitte eines jeden Saales steht ein Altar, wo täglich Messe gelesen wird. — „Was ist das hier?“ fragte ich unsern Begleiter, als wir an eine kleine Kapelle im Winkel des Hofes kamen. — „Sehen Sie

nur," antwortete er — und mein Blick traf auf vier mit schwarzem Tuche bedeckte Särge. — „Jeden Tag, fuhr er fort, sterben hier einige Menschen. Heute, Gott sey Dank! sind nicht mehr als viere gestorben. Gegen Abend werden sie begraben." — Schaudernd kehrte ich mich von dieser dunkeln Wohnung des Todes weg. — „Jetzt werd' ich Sie in die Küche führen," sagte unser Begleiter. In einem großen Saale kochten auf mehrern Heerden große Kessel, und ganze Ochsen und Kälber lagen da. „Und das wird man heute alles verzehren?" fragte ich. „Tausend Kranke, antwortete er, essen wenigstens so viel als fünfhundert Gesunde. Ueberdies sind noch eine Menge Aerzte und Geistliche hier. Das ist ihr Speisezimmer." — Wir traten in ein großes Gemach voller Tische. Die Stunde der Mahlzeit war zwar noch nicht da; aber einige der ehrwürdigen Geistlichen hatten sich

schon zum Frühstück eingefunden, und füllten ihre schwachen Mägen mit Fleisch und kleinen Pastetchen. — „Haben wir nun alles gesehen?“ fragte ich, indem wir den Speisesaal verließen. — „Blicken Sie noch hieher, antwortete der Führer, hinter diesen eisernen Gittern sind die Wahnsinnigen.“ — Einer dieser Unglücklichen saß auf der Gallerie an einem kleinen Tische, und hatte Dinte, Papier und Feder vor sich. In tiefem Nachdenken stützte er sich mit dem Ellbogen auf den Tisch. — „Das ist ein Philosoph,“ sagte der Führer lächelnd, „Papier und Dinte sind ihm lieber, als Brod.“ — „Und was schreibt er?“ — „Gott weiß es, wahrscheinlich tolles Zeug; aber warum sollte man ihm ein so unschädliches Vergnügen rauben?“ — Sie haben Recht, antwortete ich seufzend. Wir kehrten nun zum Essen nach Hause.

Lyon.

Heute nach Tische hab' ich die Carthäuserkirche besucht. Sehr neugierig befragte ich meinen Führer um alle Umstände des strengen Lebens dieser Ordensbrüder. Sie dürfen das Kloster nicht verlassen, müssen den Umgang mit Menschen fliehen, und ein ewiges Stillschweigen beobachten. Ihre Zeit bringen sie mit Lesen zu oder mit Arbeiten im Garten; oder sie sitzen mit gefaltenen Händen da, und erwarten ungeduldig die Mahlzeit, welche ihr einziges irdisches Vergnügen ausmacht. Um fünf Uhr Nachmittags legen sie sich schlafen — um neun Uhr stehen sie wieder auf. Zwey Stunden darauf gehen sie wieder zu Bette, um es einige Stunden hernach wieder zu verlassen. Ein schreckliches Leben! Die Stifter dieses Ordens haben die moralische Natur des Menschen wenig gekannt, die gleichsam zur

Thätigkeit eingerichtet ist, ohne welche weder Ruhe, noch Genuß, noch überhaupt Glück möglich ist. Nur dann ist die Einsamkeit angenehm, wenn sie Erhohlung ist. Aber eine immerwährende Einsamkeit ist der Weg zum moralischen Nichts. Anfangs empört sich unsre Seele gegen diesen Zustand, der ihrer Natur entgegen ist. Das Gefühl ihrer Unzulänglichkeit — denn der Mensch ist allein nur ein Theil; erst mit andern moralischen Wesen seines Gleichen und mit der Natur macht er ein Ganzes aus — das Gefühl ihrer Unzulänglichkeit quält sie. Endlich schlummern alle edle Triebe in unserm Herzen ein, und wir sinken von der ersten Stufe der irdischen Schöpfung in die Reihe unvernünftiger Creaturen hinab.

Ich stand in der Mitte der Kirche und sah auf die Menge Altäre, die von Gold und Sil-

der strotzen. Es fieng an zu dämmern; alles war still um mich her — auf einmahl öffnete sich die Thüre, und die traurige Brüderschaft des Schweigens erschien in ihren weißen Kleidern. Den Blick zur Erde geheftet, schlichen sie langsam einer nach dem andern an den Hauptaltar, und indem sie vor einer in der Kirche hängenden Glocke vorbeygiengen, läuteten sie mit ihren schwachen Händen. Der melancholische Schall tönte durch die dunkeln Gewölbe, und der Gedanke an den Tod stand lebhaft vor meiner Seele. Ich verließ den Tempel — und erblickte die untergehende Sonne — ein Schauspiel, das mich wieder tröstete.

Ich bin ein Freund von Alterthümern, und suche gern die Spuren verfloßner Jahr=

hunderte auf. — So verließ ich heute die Stadt, um die Denkmähler der stolzen Römer, die Ruinen der berühmten Wasserleitung zu sehen. Eine dicke Mauer mit Bogengängen, die mehrere Ellen hoch ist, und aus kleinen Feldsteinen besteht, die in dicken Kalk eingedrückt sind, hat eine solche erstaunliche Festigkeit, daß es fast unmöglich ist, sie auf irgend eine Art zu zerstöhren. In dieser Mauer lagen die Röhren. Die Römer wollten noch im Andenken der Nachwelt leben, und errichteten Gebäude, die der alles zerstöhrenden Zeit trotzen. In unserm jetzigen philosophischen Zeitalter denkt man anders. Wir rechnen die Zahl unsrer Tage aus, und das Ziel derselben ist auch das Aeußerste unsrer Wünsche und Unternehmungen. Weiter erstreckt sich unser Blick nicht, und Niemand pflanzt eine Eiche, wenn er nicht die Hoffnung hat, unter ihrem Schatten auszuruhen. Die

Alten würden mit dem Kopfe schütteln, wenn sie von unsrer weisen Denkungsart hörten, und wir — wir lachen über ihre Schwärmerey, und ihre außerordentliche Liebe zum Ruhme.

Ich besuchte nun die römischen Bäder, die jetzt zu einem Nonnenkloster gehören. Indem ich an der Mauer des Klostergartens und längs den Zellen hingieng, erstickte ich fast von der mephitischen Luft, die man hier athmet. Eine schöne Würdigung der Alterthümer! Anstatt den Weg dahin mit Blumen zu bestreuen, gießen die frommen Schwestern allerhand Unreinigkeiten aus ihren Fenstern herab. Und so haben die aufgeklärten Franzosen den asiatischen Barbaren nichts vorzuwerfen, welche die prächtigen Tempel des Alterthums in Viehställe verwandelten! — Das Gebäude ist nicht groß, und besteht aus

Korridoren, die von oben durch Fenster im Gewölbe erleuchtet wurden. „Hier also," dacht' ich, war der Schauplatz der römischen Ueppigkeit! Hier erfrischte vielleicht einst eine römische Schönheit ihrer Reize in der crystallenen Quelle, umringt von einer Schaar Sclavinnen, während ein schöner Jüngling, den diese Reize fesselten, mit seiner Phantasie in diese Mauern drang, und sich an die Stelle der Gottheit des Brunnens wünschte, der die reizenden Glieder seiner Göttin umrauschte. — Ich erinnerte mich dabey an die Fabel des Alpheus und der Arethusa — Auch fieng ich an die Zartheit der mythologischen Dichtungen zu preisen; doch schwieg ich bald wieder, denn mein Führer, der Gärtner des Klosters, schien wenig auf meine Declamation zu achten. — Endlich fiel mir noch eine Beschreibung der römischen Weichlichkeit bey, wo erzählt wird, daß die Reichen, wenn sie aus dem Bade nach

Hause kehrten, immer eine Menge Sclaven vor sich hatten, die bey jedem Steinchen, das im Wege lag, ausriefen: Nimm dich in Acht! damit der stolze Römer, dessen Blicke immer in die Wolken giengen, nicht stolperte und fiele! — „Was ist das?“ fragte ich den Gärtner; denn in den Korridoren lagen eine Menge Fässer, Töpfe, Körbe u. s. w. — „Das ist mein Keller, antwortete er, und ich bin sehr froh, daß die Neugierde alle Reisende herlockt.“ Mit Vergnügen weilte ich noch einige Zeit im Klostergarten, und hörte den Erzählungen des gesprächigen Gärtners zu, der mir allerhand von seinen Nonnen erzählte. „Die alten, sagte er unter andern, sind zänkisch, grob, und langweilig. Sie kommen in ihren Zellen zusammen und klatschen — von Politik! Die jungen hingegen sind traurig, spazieren gern in dunkeln Alleen, blicken

gern in den Mond, und — seufzen oft aus Herzensgrunde."

Endlich gieng ich noch in eine kleine unterirdische Kirche, in welcher sich die alten Christen vor ihren Verfolgern verbargen, und ihr Herz in heißen Gebeten vor Gott ausschütteten. Aber auch dort fand man sie, und — das Blut der Unglücklichen floß auf den Boden des Tempels. Man zeigt noch den Ort, wo ihre Gebeine liegen. — In dieser dunkeln Kirche lagen viele Weiber auf den Knieen, und beteten still. Einige vergossen Thränen, andre schlugen sich in heiliger Begeisterung an die Brust, und berührten mit ihrem blassen Munde den kalten Boden. —

In Nachdenken versunken, trat ich auf die Straße. Hier umschallte mich lermende Lustigkeit. Tänzer sprangen, Musikanten spiel-

ten, Sänger sangen, und Pöbelhaufen legten ihre Zufriedenheit mit diesen Künstlern durch lautes Beyfallklatschen an den Tag. Mir kam es vor, als beträt' ich eine andre Welt.

Es schlug sechs Uhr — Ich gieng in's Theater, das schon ganz voll war. Das Glück führte mich in eine Loge neben zwey junge Damen. Man gab ein neues Trauerspiel: Karl der Neunte, von Chenier. Der schwache, von seiner fanatischen Mutter, und dem boshaften Prälaten beherrschte, Karl, giebt seine Einwilligung dazu, daß das Blut seiner Unterthanen vergossen wird, weil — sie keine Katholiken sind. Das ist in der That entsetzlich. Aber nicht alles, was Entsetzen erregt, läßt sich dramatisch behandeln. Das große Geheimniß des Trauerspiels, das Shakespeare im menschlichen Herzen fand, wird immer für die französischen dramatischen

Dichter ein Geheimniß bleiben. Karl der Neunte ist kalt, wie Eis. Der Verfasser hat Rücksicht auf die neuesten Vorfälle in seinem Vaterlande genommen, und jedes Wort, das sich darauf bezog, wurde beklatscht. Wenn man aber diese besondern Anspielungen wegnimmt, so muß das Stück jedem, selbst einem Franzosen langweilig vorkommen. Es wird darinne, wie gewöhnlich, nur gesprochen; Handlung aber vermißt man gänzlich. Die Tiraden sind ungeheuer lang, und reichlich gespickt mit abgedroschnen Sentenzen. Ein Schauspieler spricht unaufhörlich, während die andern vor langer Weile nicht wissen, was sie anfangen sollen. Eine einzige Scene hat Eindruck auf mich gemacht, wo die Rotte der Fanatiker auf die Kniee stürzt, und von dem schändlichen Prälaten eingesegnet wird. Bey'm Klirren der Schwerdter schwören sie die Ketzer zu vertilgen. — Der größte Theil der Hand-

lung wird erzählt, und deswegen macht sie so wenig Eindruck. Nur der tugendhafte Koligny stirbt auf dem Theater, und der unglückliche Karl bleibt allein zurück, und wirft sich in heftiger Bewegung bald auf die Erde, bald steht er wieder auf. In seiner Phantasie sieht er den ermordeten Koligny, so wie Sinaw den getödteten Truwor erblickt. *) Die Kräfte verlassen ihn — aber unterdessen hält er eine pathetische Rede von einigen hundert Versen — C'est terrible! riefen die neben mir sitzenden Damen.

Matthison besuchte uns nach der Komödie, und blieb bis gegen zwölf Uhr bey

*) In dem russischen Originaltrauerspiele: Sinaw und Truwor.

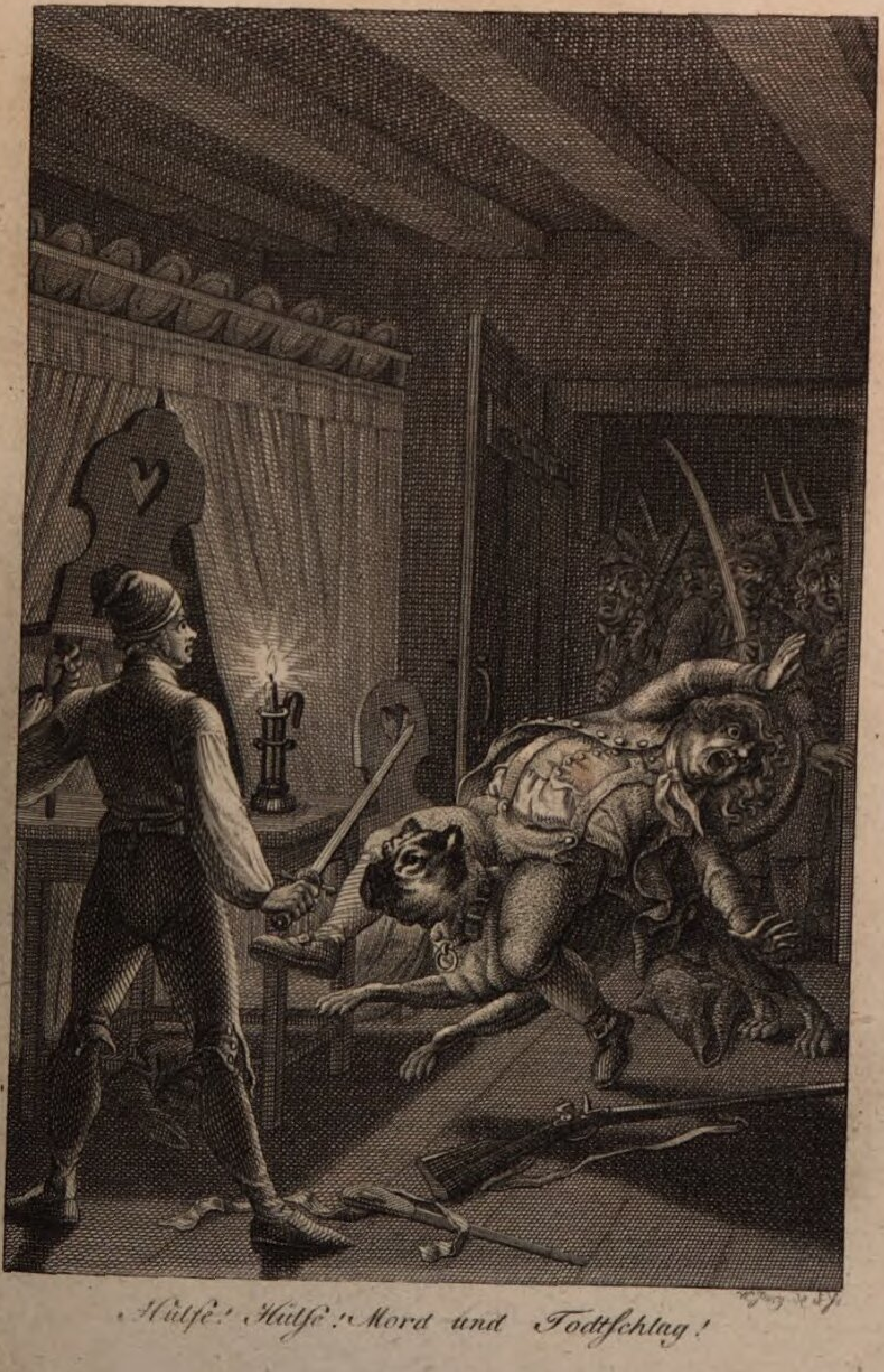
uns. Am traulichen Kamine, wo bey einem lodernden Feuer von Eichenholze Thee und Kaffee kochte, las er uns einige Briefe von Wieland an Madame la Roche vor, in denen die gute und zarte Seele des alten Dichters unverkennbar ist. Matthison ist ein Freund der Verfasserin des Fräuleins von Sternheim, und sie theilt ihm ihre Correspondenz mit — Drey Stunden verflossen uns so, wie Minuten. B*** erzählte uns verschiedne interessante Anekdoten von seiner Fußreise, wovon ich Euch doch eine mittheilen muß: Einmahl kam er des Abends an ein kleines Dorf im Walde, und bat in dem ersten Hause um ein Nachtlager. Die Wirthin öffnete ihm die Thüre; als sie aber seinen Hirschfänger erblickte, und die große Dogge, erblaßte sie vor Schrecken. B. glaubte, sie fürchte sich nur vor dem Hunde, und versicherte sie, daß sein Hercules sanft wie ein Lamm sey, und

keinem lebendigen Geschöpfe etwas zu Leide thue. Er sey nicht, setzte er hinzu, jener furchtbare Hercules, der den nemäischen Löwen und die lernäische Schlange erlegt habe, sondern vielmehr dem unbewaffneten und sanften Anbeter der Schönen ähnlich, dessen Keule die Liebesgötter am Hofe der lydischen Königin zum Steckenpferde brauchten, und dem Omphale's Pantoffel auf den Backen spielte. Da sich die Furcht des Weibes nicht legte, so glaubte B., nichts weiter könne daran Schuld seyn, als ihre Unkunde der Mythologie; er gieng also zum Tische und legte seinen Huth, sein Bündel und seinen Hirschfänger ab — setzte sich auf die Bank und, seinen Hercules streichelnd, bat er die Wirthin, ihm irgend etwas zum Abendbrode zurechte zu machen. „Wir sind arme Leute, antwortete sie, wir haben nichts!“ — „Wenigstens wird sich doch ein Huhn oder eine Ente finden?“ — „Ach

nein!" — „Nun so gebt mir Milch." — „Wir haben keine." — „Oder Käse?" — „Auch Käse ist nicht da." — „Nun so muß ich mich wohl mit trocknem Brode begnügen." — „Auch Brod haben wir nicht." — B. sprang auf, Hercules fieng an zu bellen, und die Wirthin lief schreyend davon. Ihr könnt Euch leicht vorstellen, wie man sich nach einer Fußreise von mehrern Meilen nach der Mahlzeit sehnt, und so werdet Ihr's wohl meinem Freunde verzeihen, daß er eben nicht mit der freundlichsten Miene vom Stuhle aufsprang, als er hörte, daß man ihn Hungers sterben lassen wollte. — Die Wirthin war nun entlaufen — was sollte er machen? — er gieng in der Stube hin und her, und sah endlich in einem Winkel ein Stück schwarzes vertrocknetes Brod. Er nahm es und fieng an zu essen und theilte auch dem treuen Hercules einige Bissen mit, der ihm durch verschiedne Zeichen zu verstehen

gab, daß er eben so hungrig sey, wie er. — Nach einigen Minuten trat ein langer Mensch in einer schwarzen Weste in die Stube. Er sah bald B*** an, bald auf den Hund, bald auf den Hirschfänger — erblaßte, und gieng eilig davon. — Was mag das bedeuten? dachte B. und blickte bald auf seinen Hund, bald auf den Hirschfänger, ohne irgend etwas Fürchterliches an ihnen zu entdecken. Umsonst wartete er auf die Zurückkunft seiner Wirthin. Endlich verlohr er die Geduld, und gieng vor das Haus; aber draußen war alles still und dunkel, nur in zwey oder drey Häusern war noch Licht, und in der Ferne rauschte der Fichtenwald. B. kehrte wieder zurück in's Haus, legte sich in das Bette der Wirthin, zog die Nachtmütze über die Ohren und schlief ein. Er hatte aber nicht lange gelegen, als ihn das Bellen seines Hundes wieder erweckte; er horchte und hörte verschiedne Stimmen vor

der Thüre: „Ich gehe nicht zuerst,“ sagte die eine — „Ich auch nicht,“ die andre — „Geh Du zuerst,“ die dritte — Du hast eine Flinte, Du kannst ihn von weitem niederpuffen, lispelte die vierte. — B. ist nicht furchtsam; aber da er merkte, daß die Rede von ihm sey, und daß man ihn, und keinen andern, von weitem niederpuffen wolle, so sprang er erschrocken aus dem Bette, lief an den Tisch, wo noch das Licht brannte, zog seinen Hirschfänger heraus, und nahm diese fürchterliche Waffe in seine rechte Hand, während er in der linken, statt eines Schildes, einen hölzernen Stuhl hielt. So gerüstet rief er mit starker und gräßlicher Stimme: „Wer da? wer da? Antwort!“ Alles blieb still. Unser Held wiederhohlte seine Fragen. Vor der Thüre erhob sich ein Geflüster; und Hercules, der die Geduld verlohr, näherte sich der Thüre, und öffnete sie mit seiner Pfote. Was erblick-



Hülfe! Hülfe! Mord und Todtschlag!

ten die Augen meines Freundes? — Sechs oder sieben Bauern mit Flinten, Säbeln und Knütteln bewaffnet standen zum Angriffe bereit. Der Hund stürzte sich bellend zwischen die Füße des ersten, dieser Unglückliche kam auf ihn zu reuten und schrie aus allen Kräften: „Hülfe! Hülfe! Mord und Todtschlag! Freunde, rettet, rettet euren Schulzen!“ — Aber seine Freunde und Gehülfen standen unbeweglich und schrieen zitternd vor Furcht gleichfalls: „Hülfe! Mord und Todtschlag!“ Als B. sah, daß die Feinde nicht zu den tapfersten gehörten, und folglich nicht sehr gefährlich wären, faßte er Muth, gieng auf sie los, und fragte sie, wer sie wären? ob Räuber und Spitzbuben, oder Verrückte? Niemand antwortete — alle schrieen unaufhörlich: Mord und Todtschlag! Unterdessen ward es Hercules überdrüßig die Rossinante des Schulzen zu machen, und warf ihn ab. Bellend

stürzte er sich unter die übrigen Bauern, die erschrocken nach allen Seiten flohen. Der Commendant des Dorfs lag unterdessen ganz still auf der Erde, und rührte sich nicht, weil er sich schon nicht mehr für lebendig hielt. Aber B. trat zu ihm, hob ihn auf, stellte ihn auf die Füße, und fragte ihn, indem er ihn bey dem Kragen schüttelte: „Wenn Du würklich bey Sinnen bist, so sage mir einmahl, warum ihr so bewaffnet erscheint, und aus welcher Absicht ihr eigentlich gekommen seyd?“ — Endlich antwortete der arme Schulze mit zitternder und stotternder Stimme, daß sie ihn für den berüchtigten Räuber der Gegend gehalten hätten, der immer mit einem Hirschfänger und einem Hunde gienge, und auf dessen Kopf einige hundert Thaler gesetzt wären. Mein Freund bemühte sich ihn vom Gegentheile zu überzeugen, wies ihm seinen Paß, und sprach so sanft und freundlich mit ihm,

daß der arme Don Quixote endlich aufhörte zu zittern, und, nachdem er seiner beängstigten Brust durch einen Seufzer Luft geschafft, sich an B.'s Hals warf und vor Freuden springend ausrief: „Gott sey Dank! Gott sey Dank, daß Sie nicht der Räuber, sondern ein guter Mensch sind! Gott sey Dank, daß wir Sie nicht erschossen haben! Gott sey gelobt, daß ich, ganz gegen meine Gewohnheit, eine gewisse Furcht empfand, als ich auf Sie losdrücken wollte! Jetzt fort mit mir, Herr Doktor; Sie sind mein Gast! Jetzt wollen wir lustig seyn, ob es gleich Nacht ist. Im Dunkeln ist gut munkeln! Kommen Sie, Herr Doktor, kommen Sie! Ich habe Enten und Hühner, und alles, was Ihnen gefällig ist.“ — Er zündete nun die Laterne an, nahm B.'s Reisebündel, und hieng, auf erhaltene Erlaubniß, den Hirschfänger über die Schulter, setzte seinen Huth auf, und marschirte nun stolz vor-

aus, indem er B. leuchtete, der sich unterdessen über nichts mehr freute, als über das versprochne Abendessen, denn das Stück trocknes Brod, das er im Winkel gefunden hatte, war nur wenig im Stande gewesen seinen Hunger zu stillen. Hercules, der, nachdem er alle Feinde verjagt hatte, sich wieder bey seinem Herrn einfand, schloß sich nun an den Zug an, und beantwortete das Bellen der Dorfhunde mit seiner respekteinflößenden Stimme. Als jetzt die aus einander gestobnen Bauern ihren Schulzen triumphirend mit dem Hirschfänger einher stolzieren sahen, faßten sie wieder Herz, und näherten sich. Da erzählte ihnen nun der Schulze mit lauter Stimme, „der Fremde sey nicht der Räuber, sondern ein hochgelahrter Herr Doktor, der incognito reise.“ Die Frau des Schulzen und seine zwey Töchter liefen ihm freudig entgegen, und hätten bald gar vor Freude geweint, daß ihr Mann und Vater

sein gefährliches Abentheuer so glücklich bestanden habe. — B. konnte nun die Gastfreundlichkeit und das gute Abendessen des Schulzen nicht genug loben, der sich freundschaftlich zu ihm setzte, und ihn über die Seltenheiten befragte, die er auf seinen Reisen in Norden und Süden gesehen habe, oder auch selbst Anekdoten von dem Räuber erzählte, der über zwey Jahre in ihrem Walde hause, und immer einen Hirschfänger trage und einen Hund hinter sich habe, wie er die Reisenden beraube, und das ganze Dorf in Schrecken setze. „Nur ich fürchte mich nicht vor ihm, fuhr er fort, nachdem er einige Gläser Brandtwein getrunken hatte, ja er sollte mir nur in die Hände gerathen! Ja, Herr Doktor, das versichr' ich Sie, unsre Familie ist berühmt wegen ihrer Herzhaftigkeit. Mein Großvater war das Schrecken aller Räuber, und war funfzig Jahre Schulze im Dorfe, und mein

Vater gieng niemahls in den Wald, ohne die Haut eines erschlagenen Bären mit sich zu bringen. Was mich anbetrifft, so will ich mich nicht selbst loben, oder mit meinen Thaten prahlen; aber das kann ich sagen, daß ich mich nicht scheue, ganz allein auch durch den dick⸗sten Wald zu gehen, und daß es bisher weder Wolf, noch Bär, noch Räuber gewagt hat, mich anzugreifen.“ B. konnte, nach den Er⸗fahrungen, die er so eben gemacht hatte, an seinem Muthe und an seiner Mannhaftigkeit nicht zweifeln, und versprach ihm, den Ruhm derselben auch in andern Ländern, in die er kommen werde, auszubreiten. Der Schulze lächelte — und da er sah, daß seine Frau und seine Töchter schon nickten, und daß B. gleich⸗falls die Augen zufielen, so überließ er dem Gaste sein Bette, fütterte den Hercules, dem er den gehabten Schrecken schon ganz verzie⸗hen hatte, und retirirte sich mit den Seinigen

in ein andres kleines Zimmer. Den folgenden Tag wollte ihm Becker einen Thaler bey'm Abschiede in die Hand drücken, aber der Schulze wollte durchaus nichts vom Gelde wissen. Er begleitete ihn noch eine Strecke Weges und nahm freundschaftlich von ihm Abschied.

Ihr habt den Tristram Shandy gelesen, und erinnert Euch wahrscheinlich an die Geschichte der treuen Liebenden. Amandus Er — Amanda Sie — Amandus, der getrennt von seiner Amanda die Welt durchstreifte, um sie zu finden; der in die Gefangenschaft der Seeräuber gerieth, und zwanzig Jahre in einem unterirdischen Loche saß, weil er seiner Amanda nicht untreu werden, und der Liebe der marokkanischen Prin-

zessin nicht entsprechen wollte, die sich in ihn verliebt hatte — Amanda, die Europa, Asien und Africa baarfuß, und mit fliegenden Haaren durchzog, und in jeder Stadt, an jedem Thore nach ihrem Amandus fragte, und das Echo der dunkeln Wälder und der steilen Felsen den Namen ihres Amandus lehrte. Amandus Er — Amanda Sie, die sich endlich in Lyon, ihrer Vaterstadt, wiederfanden — sich erblickten, einander in die Arme stürzten und — todt zur Erde fielen .... ihre Seelen flogen auf den Flügeln der Freude gen Himmel — Ihr erinnert Euch, wie der empfindsame Yorik sich dem Orte näherte, wo, der Beschreibung nach, ihr Grab seyn sollte, und im stärksten Feuer der Empfindung ausrief: „Zärtliche, treue Schatten! Längst, längst schon wünschte ich diese Thränen auf Eurem Grabe zu vergießen! Nehmt sie an — das Opfer eines gefühlvollen Herzens.“ —

Ihr werdet Euch endlich erinnern, daß Yorik diese Thränen doch nicht vergießen konnte, weil er das Grab der Liebenden nicht fand — Ach! auch ich hab' es nicht gefunden! — Ueberall hab' ich nachgefragt — aber die Franzosen denken jetzt an nichts, als an die Revolution, und bekümmern sich wenig um die Denkmähler der Liebe und Zärtlichkeit! —

Wer erinnert sich, bey seinem hiesigen Aufenthalte, nicht noch an ein andres Paar unglücklicher Liebenden, die sich vor ungefähr zwanzig Jahren in Lyon ermordeten?

Ein Italiäner, Faldoni, *) ein schöner vortrefflicher Jüngling, den die Natur

---

*) Leonard hat diese Geschichte zum Süjet eines Romans benutzt, von dem auch eine deutsche Uebersetzung erschienen ist.

mit ihren besten Gaben begabt hatte, liebte Therese, und ward von ihr geliebt. Schon näherte sich der Tag, an welchem sie, mit Einwilligung beyderseitiger Eltern, auf immer verbunden werden sollten. Aber das harte Schicksal hatte es anders beschlossen. Der junge Faldoni verletzte sich zufällig eine Pulsader, woraus eine unheilbare Krankheit entstand. Der Vater Theresens trug Bedenken, seine Tochter einem Manne zu geben, der kaum den Hochzeittag überleben zu können schien, und nahm sein Wort zurück. Aber dieses Hinderniß ihrer Vereinigung entzündete die Liebenden nur noch mehr; und da sie die Hoffnung aufgeben mußten, durch ein gesetzliches Band vereinigt zu werden, so beschlossen sie, sich selbst durch die kalte Hand des Todes zu verbinden. Nicht weit von Lyon, in einem Kastanienwalde, steht ein ländlicher, dem Gotte des Mitleids gewidmeter Tempel, der von

der Hand griechischer Künstler verschönert ist. Dahin begab sich der bleiche Faldoni, und erwartete Theresen. Bald erschien sie, in vollem Glanze ihrer Schönheit, angethan mit ihrem weißen Brautkleide, und einem Rosenkranz in den braunen Haaren. Die Liebenden stürzten vor dem Altare auf die Kniee — und hielten sich geladne Pistolen auf's Herz, die mit rosenfarbnen Bändern umwunden waren — blickten einer dem andern in's Auge — küßten sich — und dieser Feuerkuß war das Signal zum Tode — Die Schüsse fielen — sie stürzten nieder, indem sie sich fest umarmt hielten — und ihr Blut mischte sich auf dem marmornen Boden.

Ich gestehe Euch, meine Freunde, daß mir dieser Vorfall mehr gräßlich, als rührend scheint. Ich werde nie der menschlichen Schwachheit fluchen; aber bald erpreßt sie mir Thrä-

nen, bald empört sie mich. Wenn Therese, trotz Faldoni's unaussprechlicher Liebe, ihn aufgehört hätte zu lieben, oder wenn ihm der Tod die zärtliche Freundin entrissen hätte, die das ganze Glück, den ganzen Reiz, seines Lebens ausmachte; dann wäre es ihm wohl zu verzeihen gewesen, wenn er das Leben gehaßt hätte; dann hätte sich auch mein eignes Herz diese traurige Erscheinung am Horizonte der Menschheit erklären können; ich würde die Empfindung des Unglücklichen möglich und begreiflich gefunden, und mit den süßen Thränen eines zärtlichen Mitleids, in stiller Melancholie gen Himmel geblickt haben. Aber Faldoni und Therese liebten sich, und so mußten sie sich glücklich schätzen. Sie lebten in einer Welt, unter einem Himmel; die Strahlen einer Sonne, eines Mondes beschienen sie — Was konnten sie mehr wollen? Die wahre Liebe genießt, auch ohne sinnliche

Genüsse — sogar dann, wenn der Gegenstand derselben durch Länder und Meere von ihr geschieden ist. Der Gedanke: „sie liebt mich!“ muß das Glück eines zärtlichen Liebhabers ausmachen. Und wie angenehm, wie süß ist der Glaube, daß das Lüftchen, das eben meine Wange kühlt, auch ihre Reize geküßt hat, daß der Vogel, der vor meinen Augen am blauen Himmel rudert, vor einigen Tagen vielleicht auf dem Baume saß, unter welchem meine Geliebte in süße Schwärmereyen versunken, an ihren Freund dachte? Mit einem Worte, die Freuden der Liebe sind unzählig; nicht die Tyranney der Eltern, nicht einmahl die Härte des Schicksals, vermag sie zärtlichen Herzen zu entreißen — Und wer diese Freuden nicht kennt, der nenne sich nicht gefühlvoll! Faldoni und Therese! Nie werdet ihr mir ein Muster wahrer Liebe seyn, aber

immer werd' ich euch als Beyspiele der Verblendung und des Irrthums betrachten!

Becker rief mich an's Fenster. Das Rathhaus war mit lermendem Pöbel umringt. „Was bedeutet das?“ fragten wir den Aufwärter, der unsre Zimmer in Ordnung brachte. — „Irgend eine neue Tollheit!“ antwortete er. Aber wir waren doch neugierig etwas mehr von dieser Tollheit zu wissen, und so giengen wir auf die Straße. Wir fragten einige um die Ursache des Tumults; aber alle antworteten: Qu'en sais-je? — Endlich erfuhren wir den Handel. Ein altes Weib hatte sich auf der Gasse mit irgend einem alten Kerl gezankt. Ein Glöckner war ihr zu Hülfe geeilt, und der alte Tollkopf hatte ein Pistol aus

der Tasche gezogen, und den Glöckner zu erschießen gedroht. Aber die Vorübergehenden hatten ihn umringt, und — à la lanterne geführt. Eine Patrouille der Nationalgarde war auf den Volkshaufen gestoßen, hatte ihm den Alten entrissen, und ihn auf's Rathhaus geführt! Dieß war denn die Ursache des Tumults. Das Volk, das jetzt in Frankreich der fürchterlichste Despot ist, forderte den Kerl mit der Pistole zurück, und schrie unaufhörlich: à la lanterne! Der Glöckner schrie: à la lanterne! Die Höckerweiber schrieen: à la lanterne! à la lanterne! Diejenigen, die am tollsten lermten, und die andern am meisten aufhetzten, waren größtentheils Bettler und Faullenzer, die seit der Epoche der französischen Freyheit nicht arbeiten wollen — Ein ziemlich wohlgekleideter Unbekannter trat zu uns, und sagte mit freundlicher Miene: „Ueber eine halbe Stunde schon verfolgt Sie ein

Spion. Seyn Sie vorsichtig — Sie sind wahrscheinlich Fremde. „Sauvez vous, Messieurs!“ — Ich sah ihm in die Augen, und sagte ihm: „Wahrscheinlich wolle er uns nur erschrecken.“ Aber Becker ward roth, ich weiß nicht warum; und ergriff meine Hand mit einem Blicke, der sagen zu wollen schien: „wir verlassen einander nicht.“ — Doch kamen wir glücklich im Hôtel de Milan an. Das Volk zerstreuete sich gegen Abend, und wir giengen in aller Freyheit am Quay spazieren.

Wir haben heute bey Herrn T., einem reichen Kaufmanne, in Gesellschaft einiger Gelehrten gespeist, und gegen Abend sind wir auf der Promenade vor der Stadt gewesen.

Reiche und Arme, Alt und Jung, wimmelten auf den grünen Wiesen durch einander, und wünschten sich einander zur Wiederkehr des Frühlings Glück, und freuten sich im Genusse des schönen warmen Abends. In der Stadt ist, glaub' ich, kaum ein Viertheil der Einwohner zurückgeblieben, und jeder war in seinem besten Staate. Einige saßen im Grase, und tranken Thee, andre aßen Biscuit und Kuchen, und boten ihren Bekannten davon an. Ich gieng unter diesen Tausenden von Menschen, wovon ich keinen einzigen kannte, wie in einem Walde umher; aber der Anblick fröhlicher Gesichter machte mich gleichfalls lustig. Endlich gieng ich doch aus dem Gedränge, und setzte mich unter einen grünen Busch, wo ich Veilchen fand; mir schien es aber doch, als wenn sie nicht so gut röchen, als bey uns — vielleicht nur deswegen, weil ich sie nicht der liebenswürdigsten der Frauen und

der treuesten unter meinen Freunden überreichen konnte.

Lyon.

Nein! meine Freunde, ich werde die schönen Gegenden des südlichen Frankreichs nicht sehen, die mich schon in der Vorstellung entzückten; Becker hat seinen Wechsel nicht erhalten, und da er nicht mehr als sechs Louisd'or übrig hat, so hat er sich entschlossen, gerade nach Paris zu reisen. Ich mußte mich also entweder von ihm trennen, oder meine Leidenschaft, meine Schwärmerey für Languedoc und die Provence aufopfern.

Einige Minuten war ich mit mir selbst uneinig, und saß nachdenkend vor dem Kamine,

während der liebenswürdige Däne seinen Koffre packte, worinne sich auch einiges von meinen Sachen befand. „Hier sind Deine Bücher,“ sagte er, „Deine Briefe, Deine Schnupftücher, hier nimm sie! Vielleicht sehen wir uns nicht wieder!“ „Nein!“ rief ich, indem ich vom Stuhle aufsprang, und ihn umarmte, „nein! wir reisen zusammen!“

Und also werd' ich dich nicht sehen, Grab der zärtlichen Laura! und dich, Wildniß von Vauclüse, wo die Liebenden wohnten, und dich, rieselnde, schäumende, Quelle, aus welcher sie ihren Durst löschten! — Mein Fuß wird nicht auf eurem blumigten Grün wandeln, ihr Wiesen der Provence, wo Thymian und Rosmarin duften! — Mein Auge wird den Tempel der Diana zu Nimes und das weitläuftige Amphitheater — diese kostbaren Ueberbleibsel des Alterthums, nicht erbli-

cken! Ich sage euch Lebewohl, ihr Oerter der heiligen Erinnerung!

Nicht ohne Thränen trennten wir uns von Matthison, der mir zum Andenken noch einige seiner neuesten Gedichte schenkte, und mit den Worten von uns Abschied nahm: Wo in Zukunft mein Aufenthalt seyn wird, weiß ich nicht; aber kein Clima wird mein Herz verändern — immer werd' ich mich mit Vergnügen an unsre Bekanntschaft erinnern — vergessen Sie Matthison nicht! — Die übrigen Lyonner Bekannten verlass' ich ohne Bedauern.

Morgen um 5 Uhr besteigen wir ein Boot, und gehen nach Chalons. Die höfliche Wirthin haben wir schon bezahlt — Ein jeder Tag in Lyon hat uns über einen Louisd'or gekostet. —

Es ist jetzt Nacht — Becker schläft — und mich flieht der Schlaf. — Ich sitze den Arm aufgestützt — und meine Gedanken fliegen in's Vaterland — zu Euch, zu Euch, meine Theuren!

Auf der Saone.

Die Sonne geht auf — der Nebel zertheilt sich, und unser Boot schaukelt sanft auf der lasurnen, mit goldnen Streifen der Morgensonne bestrahlten Fläche des Wassers. Neben mir sitzt ein braver Alter aus Nimes; ein junges angenehmes Weibchen, das ganz fest schläft, liegt mit dem Kopfe auf seiner Schulter, und er bedeckt sie mit seinem Mantel, damit sie sich nicht erkälte, ein junger Engländer spielt in der Ecke des Boots mit seinem Hunde,

und ein andrer spielt mit wichtiger Miene mit seinem langen Stocke im Wasser — ein langer Deutscher raucht am Maste sein Pfeifchen — Becker, der sich vor Kälte schüttelt, spricht mit den Bootsleuten und ich schreibe mit Bleystift auf ein Blatt Pergament. Zu beyden Seiten des Flusses erstrecken sich grüne Ebnen, und nur selten erblickt man Anhöhen oder Hügel. Ueberall sieht man schöne Dörfer, wie ich sie weder in Deutschland noch in der Schweiz gesehen habe, die mit den Gärten und Landhäusern der reichen Kaufleute, und den Schlössern der Edelleute abwechseln. Ueberall ist das Land auf's Beste bearbeitet; überall sieht man den Fleiß und seine reichen Früchte.

Ich dachte an den ursprünglichen Zustand dieser blühenden Ufer — Hier strömte sonst die Saone zwischen dunklen Wildnissen — ein

finstrer Wald rauschte über ihren Wellen, die Menschen, die ihre Ufer bewohnten, lebten, gleich wilden Thieren, in tiefen Höhlen oder unter hundertjährigen belaubten Eichen — Welch eine Veränderung! Wie viele Jahrhunderte sind nöthig gewesen, um alle Spuren der ursprünglichen Wildheit aus der Natur auszuglätten!

Aber vielleicht werden im Laufe der Zeiten diese schönen Gegenden wieder veröden und verwildern! Vielleicht sieht man nach einigen Jahrhunderten anstatt dieser schönen Mädchen, die jezt vor meinen Augen am Ufer sitzen und ihre weißen Ziegen kämmen, wilde Thiere, die mit ihrem Gebrülle die Einöde noch furchtbarer machen. — Trauriger Gedanke!

Betrachtet die Revolutionen der Natur! Leset die Geschichte der Völker! wendet eure

Blicke nach Syrien, nach Egypten, nach Griechenland — und sagt, was läßt sich nicht erwarten? Alles steigt entweder oder fällt. Die Völker der Erde gleichen den Blumen des Frühlings; Sie welken zu ihrer Zeit — der Wandrer, der sonst über ihre Schönheit erstaunte, kommt an den Ort, wo sie blühten — und seine Blicke fallen auf trauriges Moos. — Ja, Ossian, du fühltest lebhaft dieses beweinenswürdige Loos aller Dinge unter dem Monde, und deswegen erschüttern deine melancholischen Gesänge meine Seele!

Wer bürgt dafür, daß nicht einmahl Frankreich — dieses herrlichste der Reiche auf unsrer Erde, das in Rücksicht seines Clima's, seiner Produkte, seiner Einwohner, seiner Cultur und Aufklärung nicht seines Gleichen hat, — einmahl dem heutigen Egypten gleicht? —

Nur eins tröstet mich — daß nehmlich, mit dem Falle einer Nation, nicht das ganze Menschengeschlecht sinkt. Eins weicht dem andern, und wenn Europa verwildert, so entstehen vielleicht mitten in Africa oder in Canada bürgerliche Gesellschaften, unter welchen Wissenschaften, Künste und Gewerbe blühen.

Dort, wo einst die Homere und Platone lebten, wohnen jetzt wilde Barbaren — aber dafür lebt im Norden Europens der Sänger der Messiade, dem selbst Homer seinen Lorbeerkranz willig abgetreten hätte — dafür sehen wir am Fuße des Jura Bonnet, und in Königsberg Kant, gegen welche Plato in Rücksicht der Philosophie nur ein Kind ist! Hier muß ich abbrechen. —

Macon in Bourgogne um Mitternacht.

Unsre Reise ist sehr angenehm gewesen. Der Tag war schön, der Abend warm, die Sonne gieng still und majestätisch hinter einer blauen Wolke unter, und seit langem hatt' ich kein so schönes Abendroth gesehen, als heute.

Gegen Mittag landeten wir bey einem kleinen Flecken, aus welchem uns funfzehn bis zwanzig Weiber entgegen kamen, deren jede die lieben Reisenden in ihr Wirthshaus einladete, mit der Versichrung, daß ihre Suppe, ihr Gemüse, ihre Früchte und Weine die besten wären. Ich, Becker, ein junger französischer Officier und die beyden Engländer speisten zusammen, und bezahlten mit großem Vergnügen jeder 30 Sous der Wirthin, die uns in der That recht gut bewirthet hatte —

Nach Tische spazierten wir längs dem Ufer des Flusses, und giengen in verschiedne Bauerhäuser, wo wir alles reinlich und ordentlich fanden. Der Officier, Becker, und ich sprachen mit den Bewohnern derselben von der Landwirthschaft, und scherzten mit den jungen Bauermädchen. Eine Familie trafen wir bey Tische. Auf einem großen mit einem ziemlich reinen Tischtuche bedeckten Tische stand eine große Suppenschüssel, ein Gericht Spinat und ein Topf mit Milch. — Die hölzernen Schuhe der französischen Dorfbewohner gefallen mir ganz und gar nicht, und ich begreife nicht, wie sie sich die Füße damit nicht aufreiben.

Gegen Abend fuhren wir bey der Stadt *Trevoux* vorbey, die auf dem rechten Ufer der Saone liegt, und vorzüglich durch das Journal Mémoires de Trevoux, antiphilosophischen Andenkens, bekannt ist, das, gleich einer

schwarzen, blitzschwangern Wolke, auf Voltaire, d'Alembert und andre aufgeklärte Männer fürchterliche Blitze schleuderte, und alle Produkte des menschlichen Verstandes mit heiligem Feuer zu vertilgen drohte.

Um neun Uhr stiegen wir endlich bey der Stadt Macon aus, wo wir in dem besten Wirthshause zu Abend aßen, und den herrlichsten Burgunder tranken. Er ist dick, von dunkler Farbe, und dem Getränke, das man bey uns in Rußland Burgunder nennt, durchaus unähnlich.

Wir übernachten hier, und um vier Uhr des Morgens setzen wir unsre Reise nach Chalons fort, wo wir morgen Nachmittag anzukommen gedenken.

Fontainebleau, um 9 Uhr des Morgens.

Vorgestern des Nachts verließen wir Chalons in einer leichten Kalesche in Gesellschaft eines Pariser Kaufmanns, der die Ausgaben unterweges über sich nahm, um uns der Mühe zu überheben. Wir haben ihm 300 Livres eingehändigt. Vielleicht gewinnt er dabey einige Thaler, aber dafür sind wir auch ganz ruhig.

Die französische Post ist nicht theurer, als die deutsche; aber dabey ungleich besser. Die Pferde findet man aller fünf Meilen fertig. Die Wege sind vortrefflich, und die Postillione munter. Unaufhörlich sieht man Dörfer und Städte.

In dreyßig Stunden sind wir drey und sechszig französische Meilen gefahren. Ueberall

fuhren wir durch die herrlichsten Gegenden, und überall — waren wir mit Bettlern umringt. Unser Reisegefährte, der Kaufmann, versicherte uns zwar, daß Faullenzerey und Müssiggang die Ursache ihrer Armuth sey; mir war es aber nicht möglich zu essen oder zu trinken, wenn ich vor den Fenstern diese bleichen Gesichter und zerrissenen Lumpen sah!

Fontainebleau ist eine kleine, mit einem Walde umgebene Stadt, in welchem sich vor Zeiten die Könige von Frankreich mit der Jagd belustigten. Der heilige Ludwig datirte seine Befehle: donné en nos déserts de Fontainebleau, und damahls bestand Fontainebleau aus nichts, als einigen Kirchen und Klöstern. Franz der Erste baute endlich in dieser Einöde einen großen Pallast, und zierte ihn mit den schönsten Werken der italienischen Kunst. Ich hatte Lust das Innere dieses

prächtigen Gebäudes zu sehen, und für zwey écu besah ich alles Merkwürdige — die schöne Kirche, die Gallerie Franz des Ersten mit ihren herrlichen Gemählden, die Zimmer des Königs und der Königin, die gleichfalls mit den herrlichsten Mahlereyen prangen u. s. w. Auf einer großen Gallerie zeigt man den Ort, wo die grausame Christine im Jahre 1659 ihren Stallmeister und Liebhaber, den Marchese Monaldeschi, hinrichten ließ — In dem Maskeradensaale, der von Nicolo gemahlt ist, sind viele Mahlereyen ausgekratzt, weil sie gar zu anstößig für fromme Leute waren. Sauval, Advocat des Pariser Parlaments, der die Liebesgeschichten der Könige von Frankreich beschrieben hat, behauptet, daß das Zeitalter Franz des Ersten das verderbteste gewesen sey, und daß alle Werke der damahligen Dichter und Mahler nichts als Wollust geathmet hätten. „Geht nur nach Fontainebleau,

„ruft der fromme Advocat, der im Jahre 1670
„gestorben ist, aus, und überall an den Wän-
„den erblickt ihr Götter und Göttinnen, Män-
„ner und Weiber, welche die Natur schänden
„und in's Meer der Lüderlichkeit tauchen. Die
„tugendhafte Gemahlin Heinrichs des Vierten
„hat zwar viele dieser Gemählde übertünchen
„lassen, aber um alles Schändliche zu vertil-
„gen, müßte man ganz Fontainebleau den
„Flammen übergeben.“ — Auch hat ein ge-
wisser Sonblede Noë, der Commendant
von Fontainebleau war, in der That ein Ge-
mählde Michel Angelo's verbrennen lassen, für
welches Franz der Erste eine ungeheure Sum-
me bezahlt hatte. Es stellte die nackende
Leda vor — und zwar so lebendig und in ei-
ner so wollüstigen Lage, daß es der Commen-
dant nicht ohne Aergerniß ansehen konnte.
Dieß erzählt Dulaure.

Wir haben hier gefrühstückt. Der Postillion klatscht mit der Peitsche — Lebt wohl! lebt wohl bis Paris.

Paris den 27. März 1799.

Als wir uns Paris näherten, fragte ich unaufhörlich: werden wir es bald sehen können? — Endlich erblickten wir es in seiner ganzen Größe auf einer weiten Ebne. Unsre gierigen Blicke starrten auf diese ungeheure Häusermasse, und verlohren sich darinne, wie in dem unermeßlichen Ocean. Mein Herz schlug hoch; „das ist sie, die Königin der Städte — dacht' ich — die so viele Jahrhunderte hindurch Europa zum Muster diente, und die Quelle des Geschmacks und der Moden für so viele Nationen war — deren Namen Gelehrte und Un-

gelehrte, Philosophen und Stutzer, Künstler und Barbaren in allen Welttheilen mit Ehrfurcht aussprechen, und den ich fast zu gleicher Zeit mit meinem eignen Namen schon kennen lernte; Paris, von dem ich so vieles gelesen und gehört, über das ich so manchmahl geschwärmt und gedacht habe — da liegt es vor mir — ich nähere mich seinen Thoren." — Ja! meine Freunde, dieser Augenblick war einer der angenehmsten meiner Reise. Keiner Stadt hab' ich mich noch mit solchen regen Gefühlen, mit solcher Neugierde, mit solcher Ungeduld genähert! — Unser Reisegefährte zeigte uns mit seinem Stocke die verschiednen Theile von Paris und die merkwürdigsten Gebäude, die man von weitem sehen kann. „Hier zur Rechten, sagte er, sehen Sie die Vorstädte Mont-Martre, und du Temple; gerade vor uns liegt die Vorstadt Saint Antoine; zur Linken an der Seine die Vorstädte Saint

Marcel, Michel und Germain. Jener hohe gothische Thurm gehört zur alten Kirche unser lieben Frauen, und dieser neue prächtige Tempel, dessen Bauart gewiß ihre Bewunderung auf sich zieht, ist die Kirche der heil. Genoveva, der Schutzpatronin von Paris. Das Gebäude dort in der Ferne mit der glänzenden Kuppel ist das Hôtel royal des Invalides, das unter die größten Gebäude in Paris gehört. Hier ernährt der König und das Vaterland die ausgedienten Veteranen."

Bald fuhren wir in die Vorstadt Saint Antoine ein — Aber was erblickten wir hier in der Nähe? — Enge, unreinliche, kothige Straßen, schlechte Häuser, und zerlumpte Bettler. Das ist also Paris — dacht' ich jetzt — die Stadt, die von weitem so glänzt? Doch änderten sich die Decorationen gänzlich, als wir an den Quay der Seine ge-

langten. Hier sahen wir nichts als herrliche Häuser von fünf bis sechs Stockwerken, und reiche Kaufläden. Eine ungeheure Menge Volks treibt sich hier unaufhörlich durch einander — Wagen jagt hinter Wagen — unaufhörlich hört man das Geschrey: gare! gare! und der Lerm, den dieß alles zusammen macht, gleicht dem Toben des aufgebrachten Meeres.

Dieses unbeschreibliche Getöse, diese wunderbare Verschiedenheit der Gegenstände, diese außerordentliche Volksmenge, die ungewöhnliche Beweglichkeit dieses Haufens, machten mich etwas verwirrt. Mir schien es, als wäre ich in einen ungeheuren Strudel gestürzt, und der tobende Wirbel des Wassers drehte mich, gleich einem Sandkörnchen.

Wir haben neben dem Hotel brittanique in der Straße Hennegau zwey ar-

tige und helle Zimmer im dritten Stockwerke gemiethet, wofür wir monathlich zwey Louis-d'or bezahlen. Die Wirthin überhäufte uns mit Höflichkeiten — Sie lief, war geschäftig, zeigte unsern Betten, Koffern und Felleisen Plätze an, und nannte uns bey jedem Worte: aimables étrangers. Unser Reisegefährte, der Kaufmann, wünschte uns das größte Vergnügen in Paris, und fuhr nach seinem Hause — Und wir kleideten uns sogleich um, nachdem wir ein wenig gegessen hatten, und giengen aus. Das Gedränge des Volks, in das wir uns mischten, trug uns, wie das wogende Meer, nach dem berühmten pont neuf, auf welchem die schöne Statüe Heinrichs des Vierten, des liebenswürdigsten aller französischen Könige, steht. Konnten wir wohl vorbeygehen, ohne dieß Denkmahl zu betrachten? Unmöglich! meine Füße blieben unwillkührlich stehen, und meine Blicke wendeten sich von selbst nach der

Statüe des erhabnen Mannes, und hiengen einige Minuten unbeweglich daran.

Becker blieb an dem Piedestal der Statüe Heinrichs, um mich da zu erwarten, und ich gieng zu H. Breguet, der nicht weit vom pont neuf auf dem quai des morfondus wohnt. Seine Frau empfieng mich vor dem Kamin, und da sie hörte, wer ich sey, so brachte sie mir sogleich einen Brief — einen Brief von meinen Lieben! — Stellt Euch die Freude Eures Freundes vor! — Alle meine Unruhe verschwand in einer Minute, ich ward froh und lustig wie ein Kind — las den Brief wohl zehnmahl — vergaß Madame Breguet und sprach kein Wort mit ihr — meine Seele war nur mit meinen abwesenden Freunden beschäftigt. — „Sie scheinen, sagte endlich Madame Breguet, Sie scheinen, sehr froh zu seyn. Das ist ein angenehmer Anblick!“ —

Diese Worte brachten mich wieder zu mir selbst — ich fieng an mich zu entschuldigen, aber ziemlich unordentlich. Ich wollte ihr von Genf erzählen, wo sie gebohren ward — aber ich konnte nichts Zusammenhängendes hervorbringen, und empfahl mich endlich. — Becker sah mich von weitem gesprungen kommen; erblickte einen Brief in meiner Hand, sah die größte Freude in allen meinen Mienen, und freute sich von Herzen, denn er liebt mich. — Wir umarmten uns auf dem pont neuf unter der Statüe Heinrichs, die über diesen Auftritt zu lächeln schien. Nie, nie, pont neuf, werd' ich deiner vergessen!

Meine Seele war nun heiter und zufrieden — Wir durchstrichen die unbekannte Stadt, von Straße zu Straße ohne Führer, und ohne Zweck und Ziel; und alles, was ich erblickte, erschien mir in einem angenehmen Lichte.

Die Sonne gieng unter — es ward Nacht, und man zündete die Laternen an. Wir kamen in das palais royal, ein ungeheures Gebäude, das man mit Recht die Hauptstadt von Paris nennt. Stellt Euch einen prächtigen Pallast im Quadrate vor, um welchen rings her Arcaden laufen, unter welchen in unzählbaren Laden alle Reichthümer der Welt den erstaunten Blicken entgegen strahlen. Alle Schätze Indiens und Amerika's, Brillanten, Perlen, Gold und Silber — alle Produkte der Natur und Kunst — alles, womit nur immer die königlichste Pracht sich brüstet — alle Erfindungen des Luxus zur Verschönerung des Lebens — alles das ist auf die geschmackvollste Weise hier ausgelegt, und mit verschiedenfarbigen Lampen erleuchtet. Ein Anblick, dessen Glanz die Augen blendet! — Dabey eine ungeheure Volksmenge, die in diesen Arcaden auf- und niederwallt, um zu sehen und gesehen

zu werden! — Hier sind auch die besten Kaffeehäuser in ganz Paris, die gleichfalls immer mit Menschen vollgestopft sind, und auf denen man Zeitungen und Journale laut vorliest, darüber streitet und lermt, Reden hält u. s. w.

Mir gieng der Kopf in die Runde. Wir verließen die Bogengänge, und giengen in die Kastanienallee des jardin du palais royal, um auszuruhen. Hier herrschen Stille und Dunkel; die Arcaden gossen zwar ihr Licht über die grünen Zweige, aber es verlohr sich in ihren Schatten. Aus einer andern Allee schallten sanfte leise Töne einiger Instrumente zu uns herüber, und ein kühler Wind rauschte in den Blättern der Bäume. — Freudenmädchen besuchten uns in Menge, bewarfen uns mit Blumen, seufzten, lachten, ladeten uns in ihre Grotten ein, und versprachen uns unendliches

Vergnügen — verschwanden aber endlich wie die Erscheinungen einer Mondnacht.

Mir kam alles wie Zauberey vor — ich glaubte auf Kalypso's Insel oder im Schlosse der Armida zu seyn. Ich vertiefte mich in angenehme Träumereyen, und tausend romantische Ideen erwachten in meiner Seele. —

Paris den 2. April.

„Ich bin in Paris" — Dieser Gedanke erregt eine ganz besondre, rasche, unerklärliche, aber angenehme Empfindung in meiner Seele — „Ich bin in Paris," sag' ich selbst zu mir, und laufe Straße auf, Straße nieder, aus den Thuillerieen in die champs elisées — auf einmahl bleib' ich wieder stehen, und betrachte

alles mit außerordentlicher Neugierde — Häuser, Wagen, Menschen — und tausend verschiedne Gedanken durchkreuzen meinen Kopf. Was ich sonst nur aus Beschreibungen kannte, das sehe ich jetzt mit eignen Augen — und freue mich über das Schauspiel der größten und berühmtesten Stadt der Welt, die in Rücksicht der verschiedenartigen Erscheinungen wunderbar und einzig ist.

Fünf Tage sind mir wie fünf Stunden verflossen — im Geräusche, im Volksgewühle, in den Schauspielhäusern und in dem prächtigen Palais royal. Meine Seele füllt sich mit den lebhaftesten Eindrücken; aber noch kann ich mir selbst nicht davon Rechenschaft geben, und bin durchaus nicht im Stande, Euch schon etwas Zusammenhängendes über Paris zu sagen. Erst mag sich meine Neugier sättigen; dann ist es Zeit zu urtheilen, zu beschreiben,

zu loben, zu tadeln — Jetzt bemerk' ich nur das — was mir auch der Hauptzug im Charakter der Pariser scheint — daß alles das Gepräge der Lebhaftigkeit und Geschwindigkeit trägt, Bewegungen, Worte und Handlungen. Das System des Descartes von den Wirbeln war in dem Kopfe eines Parisers ganz natürlich. Hier eilt alles irgendwohin; alles scheint sich einander zu jagen. Man hascht, man errathet die Gedanken eines andern, um ihn so geschwind als möglich abzufertigen. Welch ein Contrast zwischen den Parisern und den ernsthaften Schweizern, die immer mit abgemessenen Schritten einhergehen, mit der größten Aufmerksamkeit zuhören, eine Aufmerksamkeit, die so weit geht, daß sie einen schüchternen, bescheidnen Menschen roth macht; ja, die sogar dann noch hören, wenn man schon zu reden aufgehört hat; die dann Eure Worte zusammenfassen und ordnen, und Euch so abgezirkelt und

behutsam antworten, als wenn sie fürchteten, Euch nicht verstanden zu haben — Der Pariser hingegen will immer errathen; Ihr habt Eure Frage noch nicht ausgesagt, und er hat Euch schon geantwortet, hat sich schon empfohlen und — ist verschwunden!

Paris.

Soll ich wohl — indem ich mich jetzt hinsetze, um Euch Paris, wenn auch nicht in einem vollendeten Gemählde, doch wenigstens skizzirt, zu schildern — soll ich wohl da vom Ey anfangen, und Euch mit gelehrtem Ernste vermelden, daß es sonst Lutetia hieß? — Soll ich Euch mit dem gelehrten Staube eines Montfaucon und Andrer die Augen blenden, und es Euch heller als der Tag machen, daß

Paris in seinem Anfange ein elendes Nest war, als anstatt der prächtigen Palläste, die jetzt die Ufer der Seine begrenzen, nur armselige Hütten zu sehen waren; als, anstatt der steinernen Brücken von Granit, nur zerbrechliche Stege von Holz ihre Ufer verbanden; als weder Lais noch Renaud die Hörer bezauberten, sondern nur wilde Gesänge ertönten; als endlich weder Mirabeau noch Maury die Pariser durch ihre Beredtsamkeit in Verwunderung setzten, sondern nur graue Druiden in Eichenhaynen zum Volke redeten? — Soll ich der Vergrößerung und Erhebung dieser Stadt durch die lange Bahn der verflossenen Jahrhunderte Schritt vor Schritt folgen, und alle Veränderungen, Gestalten und Fortschritte in der Baukunst anzeigen vom ersten steinernen Häuschen an, bis zur Kolonnade des Louvre? — Ich höre Eure Antwort: „Wir haben den essai sur Paris von Saint

Foix gelesen, und wissen alles, was Du uns von den Pariser Alterthümern sagen könntest; erzähle uns nur, wie es Dir in seiner jetzigen Gestalt gefallen hat — mehr verlangen wir nicht.“ — Und so mag denn das ehrwürdige Alte und alles Vergangne bleiben, wo es ist — ich rede nur von dem Gegenwärtigen.

Paris hat die beste Ansicht, wenn man von Versailles kommt; große Gebäude mit Spitzen und Kuppeln erblickt man vor sich; zur Rechten fließt die Seine mit mahlerischen Gärten und Lusthäusern besetzt; zur Linken erhebt sich hinter einer weiten grünen Ebne der Berg Martre, der ganz mit Windmühlen besetzt ist, die einem Heere geflügelter Riesen gleichen. Der Weg ist breit, eben, und so glatt, wie der Tisch. Des Abends ist er durch Laternen erleuchtet. Die Barriere ist ein mittelmäßiges Haus, das aber durch die Schön-

heit seiner Architektur einnimmt. Ueber eine große schöne Wiese fährt man nach den champs élisées, die nicht umsonst diesen reizenden Namen führen. Ein Lustwald, der von den Dreaden selbst gepflanzt scheint, der hie und da durch kleine blühende Rasenplätze unterbrochen wird, und in welchem man hie und da auf kleine artige Häuser stößt, die entweder zu Kaffeehäusern, oder zu allerhand Kaufladen dienen — Das sind die champs élisées! Hier spaziert das Volk des Sonntags — Musik erschallt überall, und die jungen Leute tanzen. Arme Leute ruhen hier von der Arbeit der Woche aus. Gelagert auf das frische Gras trinken sie ihre Flasche Wein und singen Vaudevilles. Man kann nicht alle Schönheit dieses Lustortes betrachten, der gleichsam aus mehrern hie und da zu beyden Seiten des Weges zerstreuten Lustwäldchen besteht — der Blick fliegt unwillkührlich vorwärts nach dem

großen achteckigen Platze, wo die Statůe Ludwigs des Funfzehnten steht, die mit einer Balustrade von weißem Marmor umgeben ist. Von da aus sieht man wieder die dichten Alleen des berühmten Gartens der Thuillerieen vor sich, die nach dem prächtigen Pallaste führen. Eine herrliche Ansicht! — Tritt man in diesen Garten, so weiß man nicht, ob man die dichten alten Alleen, oder die Schönheit der hohen Terrassen mehr bewundern soll, die sich auf beyden Seiten durch die ganze Länge des Gartens erstrecken — ob man seine Aufmerksamkeit auf die herrlichen Bassins, oder auf die Blumenbeete, oder auf die Vasen, Gruppen und Statůen richten soll. Der Künstler *Le Noir*, der Schöpfer dieses unleugbar geschmackvollsten Gartens in Europa, hat jedem Theile desselben das Gepräge des Geschmacks aufgedrückt. — Hier spaziert nun schon nicht mehr der Pöbel, wie in den

champs elisées, sondern die sogenannte feine Welt versammelt sich hier — gepuderte und geschminkte Herren und Damen. Betritt man endlich die große Terrasse und erblickt überall hinter sich und vor sich, zur Rechten und zur Linken, die größten und schönsten Gebäude, Palläste und Tempel — die schönen Ufer der Seine — die Brücken von Granitblöcken, über welche sich tausende von Menschen und Wagen drängen — was kann man da wohl von Paris anders urtheilen, als daß es die erste Stadt in der Welt, der Mittelpunkt aller Pracht und Größe sey? Hier aber muß man auch bleiben, wenn man seine Meynung nicht ändern will. Geht man weiter, so stößt man auf enge Gassen, auf das widrigste Gemisch des Reichthums mit der bettelhaftesten Armuth. Neben dem blitzenden Laden eines Juweliers erblickt man einen Haufen verfaulter Aepfel oder Heeringe; überall ist Koth, und hie und da

sogar Blut, das wie Bäche aus den Fleischerbuden herausströmt — Hier muß man Nase und Augen verstopfen! Das Bild der prächtigsten Stadt verliert sich, und es scheint, als würde aller Koth und Schmutz der ganzen Welt durch unterirdische Kanäle nach Paris geführt. Geht Ihr noch einen Schritt weiter, so umduften Euch Wohlgerüche des glücklichen Arabiens. Ihr seyd nehmlich in der Nähe einer der in Paris unzähligen Buden, wo man Wohlgerüche und Pomaden verkauft. Mit einem Worte, bey jedem Schritte hat man eine neue Atmosphäre und sieht neue Gegenstände des Luxus, oder der widrigsten Unreinlichkeit, so daß man Paris mit Recht die schönste und häßlichste, die wohlriechendste und stinkendste Stadt auf dem Erdenrunde nennen kann. Die Straßen sind alle ohne Ausnahme enge und dunkel, welches bey der Höhe und Größe der Häuser nicht wohl anders seyn kann. Die be-

rühmte Straße Saint Honoré ist die längste, die geräuschvollste und die kothigste. Wehe dem armen Fußgänger, vorzüglich, wenn es regnet! Er muß entweder den Koth in der Mitte der Straße messen — denn da das Pflaster von beyden Seiten nach der Mitte zu abhängig ist, so ist gewöhnlich in der Mitte der Straßen ein außerordentlicher Koth — oder das Wasser stürzt ihm aus den Dachröhren auf den Kopf und läßt auch nicht einen trocknen Faden an ihm. Ein Wagen ist hier unumgänglich nöthig, wenigstens für einen Fremden; denn die Franzosen verstehen meisterlich durch den Koth zu waden, ohne sich zu beschmutzen — meisterhaft springen sie von einem Steine zum andern, und schützen sich hinter den Buden vor den rollenden Wagen. Der berühmte Tournefort, der fast die ganze Welt durchreist hatte, wurde bey seiner Rückkehr nach Paris von einem Fiacre zerquetscht, weil er

auf seinen Reisen die Kunst auf den Straßen gemsenartig zu springen verlernt hatte — eine Kunst, die einem hiesigen Einwohner unumgänglich nöthig ist.

Wenn man die Stadt gerade durchschneidet, es mag seyn, von welcher Seite es will, so kommt man immer in die dichten schattigen Alleen der Boulevards. Es sind ihrer drey — eine für die Wagen, die andern beyden für die Fußgänger. Sie laufen parallel, und gleichen einem magischen Ringe oder einer schönen Einfassung, die rings um Paris herläuft. Hier spielten sonst die Pariser à la boule auf dem grünen Grase, daher der Name bouleverd oder boulevard. Ursprünglich war hier nur ein Wall, der zur Vertheidigung der Stadt dienen sollte. Später wurden die Alleen angelegt. Der eine Theil derselben heißt die alten, und der andre die neuen

Boulevards. Auf jenem sieht man überall Geschmack, Reichthum, Luxus. Alles scheint vom Müssiggange erdacht zu seyn, um die Müssiggänger zu beschäftigen. Hier ist Komödie, dort Oper; hier laden Euch glänzende Zimmer, dort die Gärten der Hesperiden ein, in denen es alles, nur keine goldnen Aepfel giebt; hier ist ein Kaffeehaus mit grünen Guirlanden behangen, dort eine Laube mit Blumen geputzt, einem ländlichen Tempel der Liebe ähnlich. Hier sieht man ein kleines angenehmes Wäldchen, aus welchem Musik erschallt, und wo eine muthwillige Nymphe auf dem Seile tanzt, oder irgend ein Hocuspocusmacher den Pöbel mit seiner Kunst in Erstaunen setzt, dort zeigt man alle seltne Produkte des Thierreichs: amerikanische Vögel, afrikanische wilde Thiere, Kolibri's und Strauße, Tiger und Krocodile. Hier unter einem Kastanienbaume sitzt Circe, sie blickt Euch mit

ihren braunen Augen an, und legt die Hand auf's Herz; geht Ihr aber gleichgültig vorüber, so ruft sie Euch nach: Gefühlloser! Grausamer! — Dort begegnet ein junger Stutzer im Negligé einem abgelebten, niedlich gepuderten Petitmaitre; er blickt lächelnd auf ihn, und giebt einer Opernsängerin den Arm. Hier hält eine lange Reihe Kutschen, aus denen Alter und Jugend, Schönheit und Häßlichkeit, Verstand und Dummheit in den auffallendesten und abstechendsten Zügen herausguckt. Den Zug beschließt endlich eine Abtheilung Nationalgarde, die rasch und munter vorbeymarschirt. Ich habe einen ganzen Tag zugebracht, um diesen geräuschvollen Theil der Boulevards zu besehen.

Unter den prächtigen und geschmackvollen Häusern, die ihn umgeben, ist mir vorzüglich das Haus des bekannten Beaumarchais

aufgefallen. Dieser Mann hat nicht bloß die Kunst verstanden, den Parisern durch eine Komödie die Köpfe drehend zu machen; er versteht auch die Kunst, außerordentlich reich zu werden. Er hat nicht allein die schwachen Seiten des menschlichen Herzens aufs deutlichste geschildert, sondern er weiß sie auch zu benutzen, um seinen Beutel zu füllen. Er ist ein scharfsinniger Schriftsteller und zugleich der feinste Weltmann, der listigste Hofmann und der speculirendste Kaufmann. Jetzt besitzt er alle Mittel, das Leben auf das angenehmste zu genießen. Sein Haus ist eine Seltenheit in Ansehung der Pracht und des Geschmacks. Ein einziges Basrelief über dem Thorwege kostet dreyßig bis vierzig tausend Livres.

Die sogenannten neuen Boulevards gewähren ein ganz andres Schauspiel; dort sind die Bäume schattiger, die Alleen schöner,

die Luft reiner, aber weniger Volk. Man hört weder das Rasseln der Wagen, noch das Stampfen der Pferde, weder Sang noch Klang. Man sieht weder englische noch französische Stutzer, weder gepuderte Köpfe, noch geschminkte Gesichter. Hier erhohlt sich der ehrliche Handwerker mit seiner Frau und Tochter, unter dem Schatten der Bäume von der Arbeit der Woche. Dort in der Allee lustwandelt mit abgemeßnen Schritten sein Sohn mit seiner jungen Braut. Man erblickt Kornfelder, ländliche Arbeiten und fleißige Bauern. Mit einem Worte, alles ist hier einfach, still und friedlich.

Doch kehrt mit mir zurück in das Geräusch der Stadt. Karl der Fünfte hat gesagt: Lutetia non urbs, sed orbis! Was würde er nun nicht jetzt sagen, da Paris noch zweymahl so groß und zweymahl mehr bevölkert ist, als zu

seiner Zeit! Stellt Euch 25,000 Häuser von vier bis fünf Stockwerken vor, die alle von oben bis unten mit Menschen vollgestopft sind. Ungeachtet alles dessen, was die geographischen Almanache sagen, ist Paris bevölkerter als Konstantinopel und London, denn nach den neuesten und richtigsten Angaben beträgt die Anzahl seiner Einwohner 1,130,450 Menschen, worunter 150,000 Fremde und 200,000 Bediente begriffen sind. Man mag aber auch nur hinkommen, wo man will, überall ist ein außerordentliches Gehen und Fahren — überall ist Lärm und Geschrey, auf großen und kleinen Straßen, deren es in Paris über tausend giebt. Selbst bis um zehn und eilf Uhr des Nachts ist alles lebendig, alles dreht und wirbelt sich noch, ja sogar um ein und zwey Uhr begegnet man noch vielen Leuten, und auch um drey und vier Uhr hört man wohl noch hie und da einen Wagen rasseln. Doch

sind diese zwey Stunden die stillsten unter allen; denn um fünf Uhr zeigen sich schon wieder die Arbeiter, die Savoyarden und Tagelöhner auf den Straßen — und nach und nach lebt die ganze Stadt wieder auf.

Heute hab' ich bey Herrn Glo..., an den ich einen Brief aus Genf hatte, zu Mittage gegessen. Es ist übel, wenn man die Sitte eines Orts nicht kennt. Ich gieng um zwey Uhr zu ihm; aber da dachte man noch nicht daran Gäste zu empfangen. Der Wirth kleidete sich nach dem Morgenspaziergange in seinem Kabinette um, und die Wirthin beschäftigte sich mit Morgenlectüre. Nach ungefähr zehn Minuten trat der letztere in das Gastzimmer, wo ich am Kamine saß und in

Marmontels Poetik blätterte, die auf dem Gesimse des Kamins lag. Madame Glo... ist eine gelehrte Dame von ungefähr dreyßig Jahren, die Englisch und Italienisch spricht, und so wie Madame Necker, bey welcher sich die d'Alemberts, Diderot's und Marmontels versammelten, den Umgang mit Gelehrten liebt. Wir sprachen von Litteratur, und das Gespräch ward bald leidenschaftlich, da Madame Glo... allen meinen Urtheilen widersprach. Ich behauptete zum Beyspiel, daß Racine und Voltaire die besten französischen Tragiker wären, aber sie war so gütig mich zu belehren, daß Chenier ein Gott gegen sie sey. Ich äußerte die Meynung, daß man sonst in Frankreich ungleich besser geschrieben habe, als jetzt; aber sie sagte mir, daß sich in ihrem Hause oft eine Gesellschaft von einigen zwanzig Schriftstellern versammelte, die nicht ihres Gleichen hätten. Ich lobte du Paty, und sie versicherte,

in Paris läse man ihn nicht. Er sey ein guter Advocat, aber ein schlechter Autor und Beobachter gewesen. Ich lobte den Raoul und sie sprach mit Verachtung davon — mit einem Worte, wir würden ohne Ende disputirt haben, wenn nicht der Bediente die Thüren geöffnet, und die Ankunft der Gäste gemeldet hätte. In einigen Minuten füllte sich das Zimmer mit Marquis, Ludwigsrittern, Advocaten und Engländern. Ein jeder Gast trat zu der Wirthin und machte ihr ein kaltes Compliment. Zuletzt erschien der Wirth, und die Unterhaltung lenkte sich nun auf die Parthieen, Intriguen und Decrete der Nationalversammlung. Die Franzosen urtheilten, lobten, tadelten, und die jungen Engländer gähnten. Unwillkührlich gesellte ich mich zu den letztern, und war herzlich froh, als man uns zu Tische rief. Das Essen war sehr gut; aber die Redner verstummten nicht. Vorzüglich zeichnete sich ein junger

Advocat aus, der bloß deswegen Minister zu werden wünschte, um in sechs Monathen die Schulden Frankreichs zu bezahlen, die Einkünfte um's dreyfache zu erhöhen, und den König, die Geistlichkeit, den Adel, und den Bürgerstand zu bereichern — Bey diesen Worten faßte ihn Herr Glo... bey der Hand, und sagte mit ernsthafter Miene: „Genug! genug! großmüthiger Mann.“ — Ich lachte — und zum Glück nicht allein. Das beleidigte aber den Advocaten keinesweges; er fuhr fort den Nutzen seiner großen Plane zu zeigen, und wendete sich dabey vorzüglich an den Bruder Neckers, der mit bey Tische war, und ihm mit bewundernswürdiger Geduld zuhörte. — Dergleichen Sprecher giebt es jetzt eine Menge in Paris; vorzüglich hört man sie im Palais royal. Es gehört aber ein ziemlich gesunder Kopf dazu, wenn man von ihrer Beredtsamkeit nicht Kopfweh haben will. Neben mir saß ein verstän-

diger und ernsthafter Engländer, der mich über das Clima, die Lebensart ꝛc. in Rußland befragte. Der bekannte Reisebeschreiber Coxe ist sein Freund, und er ist mit ihm zugleich in der Schweiz und in Deutschland gewesen — Um fünf Uhr standen wir von Tische auf, und der Wirth sagte mir, daß ich alle Sonntage mit seinen übrigen Freunden bey ihm speisen könne. Auch hatt' ich noch eine Adresse an Herrn N. einen alten Edelmann aus der Provence, dessen Bruder, einen Emigranten, ich in Genf hatte kennen lernen. Dieser Mann ist blind, taub, und kriecht kaum; und lebt seiner jungen, zarten, angenehmen, blonden, kleinen Frau zu Gefallen in Paris, die das Schauspiel und die große Welt liebt. Welch eine ungleiche Verbindung! Kann eine solche Ehe wohl glücklich seyn? — Herr und Madame N. gleichen dem Vulkan und der Venus oder dem todten Oktober und dem blühenden

May. O Natur! wachsen wohl in deinen Reichen die Rosen neben dem Schnee? — Man empfieng mich mit einer kalten Freundlichkeit, so wie man hier gewöhnlich die Fremden aufzunehmen pflegt — und bat mich zu Tische. Madame N. sagte mir, daß es jetzt traurig in Paris sey, und daß sie bald nach der Schweiz reisen würde, um sich auf dem schönen Berge ohnweit Neufchatel zu ergötzen, den Rousseau so hinreißend in seinem Briefe an d'Alembert beschrieben hat, und dort im Schooße der Natur ein glückliches Leben zu führen. Ich lobte, wie billig, diesen poëtischen Entschluß.

Paris ist das jetzt lange nicht mehr, was es sonst war. Ein drohender Sturm hängt über seinem Horizonte, und verdunkelt den Glanz der ehemahls so prächtigen Stadt. Der goldne Luxus, der hier, als in seinem liebsten Sitze, residirte, hat sein traurendes Gesicht

mit einem schwarzen Schleyer bedeckt, und ist in ferne Regionen entflohen. Nur ein schwacher Schimmer seines Glanzes ist zurück geblieben, der gleich der sterbenden Abendröthe am westlichen Horizonte leuchtet. Der Schrecken der Revolution hat die reichsten Einwohner verjagt; der vornehmste Adel ist ausgewandert, und die wenigen, die zurückgeblieben sind, leben größtentheils im engen Kreise ihrer Freunde und Verwandten.

„Hier, sagte der Abbé N. zu mir, indem wir durch die Straße St. Honoré giengen, hier versammelten sich sonst des Sonntags bey der Marquise D. die ersten Modedamen, die Großen und die berühmtesten schönen Geister; einige spielten Karten, andere unterhielten sich über Lebensphilosophie, über Gefühl, Schönheit und Geschmack — dort im Hause der Gräfin A. kamen des Donnerstags die tiefsinnigsten Politiker und Politikerinnen? zusammen,

verglichen Jean Jaques mit Mably, und entwarfen Plane für das neue Utopien. Hier hielt M. des Sonnabends, bey der Baronesse F., Vorlesungen über das Buch vom Daseyn, und erklärte den wißbegierigen Zuhörerinnen das Wesen des alten Chaos, das er in einer so fürchterlichen Gestalt darstellte, daß Krämpfe und Ohnmachten erfolgten. — Sie sind zu spät gekommen, mein Herr! die glücklichen Zeiten sind vorbey; von den herrlichen Soupers ist keine Spur übrig. Die gute Gesellschaft hat sich in der ganzen Welt zerstreut. Die Marquise D. befindet sich in London; die Gräfin A. in der Schweiz, und die Baronesse F. ist nach Rom gereist, um sich als Nonne einkleiden zu lassen. Ein ordentlicher Mensch weiß jetzt nicht mehr, was er anfangen, und wie er seine Abende zubringen soll." — Bey alledem gestand er, daß der feine Frohsinn — der zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten

vorzüglich in dem Hause einer de Lormes, einer de la Süse, einer Ninon de Lenclos geherrscht habe, wo Voltaire seine ersten Verse dichtete, wo Voiture, Saint Evremont, Sarasin, Grammont, Menage Pelisson und andre durch ihren Witz glänzten, die jede Unterhaltung mit attischem Salze würzten, und in Sachen des Vergnügens und des Geschmacks Gesetzgeber waren — schon seit langer Zeit die französischen Gesellschaften verlassen habe. „Law, fuhr der Abbé fort, hat durch sein unglückliches Project den Reichthum und die Liebenswürdigkeit der Pariser vernichtet, indem er unsre artigen Marquis in speculirende Wucherer verwandelte. Da wo zuvor alle Feinheiten der Unterhaltung spielten, wo der ganze Reichthum, alle Schattirungen der französischen Sprache in angenehmen Scherzen und witzigen Einfällen sprudelten; da sprach man jetzt von

dem Preise der Bankozettel, und die Häuser, in welchen sich die beste Gesellschaft versammelt hatte, verwandelten sich in Börsen. Law floh nach Italien, aber der ächte französische Frohsinn war seit dieser Zeit nur eine seltne Erscheinung in den Pariser Gesellschaften. Spielwuth ward die Seele der Gesellschaft, und die jungen Damen kamen jetzt bloß zusammen, um sich einander im Faro zu ruiniren, und die Kunst der Grazien, die Kunst zu gefallen, gerieth in Vergessenheit. Darauf kamen nach und nach die Papageyen und die Oekonomisten, die academischen Intriguen und die Encyclopädisten, die Calembours und der Magnetism, die Chemie und die Dramaturgie, die Metaphysik und die Politik in die Mode. Die Schönen wurden Autoren, und fanden das Mittel, selbst ihre Liebhaber einzuschläfern. Vom Schauspiele, der Oper, dem Ballet sprach man nun in mathematischen Sätzen, und die Schönhei-

ken der neuen Heloise erläuterte man algebraisch. Alles philosophirte, sprach erhaben und künstlich, und die Sprache wurde mit einer Menge neuer und sonderbarer Ausdrücke überfüllt, die Racine und Despreaux weder verstehen konnten noch wollten — und ich weiß nicht, wohin wir endlich vor Langerweile noch gekommen wären, wenn nicht plötzlich der Donner der Revolution über unsern Häuptern gerollt hätte.“

Gestern sah ich in der Hofkapelle den König und die Königin. Ruhe, Sanftmuth und Gutmüthigkeit stehen deutlich auf dem Gesichte des erstern geschrieben, und ich bin überzeugt, daß in seiner Seele kein schlechter Entschluß aufkeimen kann. Es giebt glückliche Charaktere, die durch eine gewisse natürliche Neigung zum Guten hingezogen werden. Dieß ist der Charakter Ludwigs! Es ist vielleicht mög-

lich, daß er irre geführt werden kann, aber die unpartheyische Geschichte wird seinen Namen in die Reihe der tugendhaften Könige schreiben, und der Menschenfreund wird seinem Andenken eine gefühlvolle Thräne weihen — Die Königin ist, ungeachtet aller Schläge des Schicksals, von reizendem und majestätischem Anstande. Sie gleicht einer Rose, die, unter dem feindseligen Hauche kalter Stürme, doch immer noch ihre Blüthe und Schönheit erhält. Sie scheint zur Königin gebohren. Miene, Blick, Lächeln — alles an ihr zeigt eine nicht gewöhnliche Seele. Gewiß ist ihr Herz vom Kummer zerrissen, aber sie weiß ihre Empfindungen zu verbergen, und in ihren hellen Augen bemerkt man nicht die kleinste Wolke. Mit dem Lächeln der Grazien schlug sie die Blätter ihres Brevier um, und blickte bald auf den König, bald auf die Prinzessin, ihre Tochter. Die Prinzessin Elisabeth war sehr andächtig

und kreuzigte sich mit großer Innbrunst; mir schien es sogar, als wenn Thränen ihre Wangen benetzten. — In der Kapelle war eine so große Menge Volks, daß ich vor Hitze und Bangigkeit bald in Ohnmacht gefallen wäre, wenn nicht eine Dame, welche die Veränderung der Farbe in meinem Gesichte bemerkte, mir ihren Flacon gereicht hätte. Alles sah den König und die Königin, vorzüglich die letztere, unverwandt an. Einige seufzten, und trockneten sich die Augen; andre aber zeigten nicht die geringste Empfindung, und lachten über die armen Mönche, welche die Horas sangen. — Der König hatte ein violetfarbnes Kleid an; die Königin aber und die Prinzessinnen waren schwarz gekleidet. — Den Dauphin hab' ich in den Thuillerieen gesehen. Die schöne, gefühlvolle Lamballe, der Florian seine Nouvellen zugeeignet hat, führte ihn bey der Hand. Was für ein liebenswür-

dig°s Kind! Ein Engel voll Schönheit und Unschuld! Wie sprang und hüpfte er nicht in seinem dunkelfarbigen Westchen, mit dem blauen Bande über die Schulter, gleich einem jungen Lamme, das sich der frischen Luft und der grünen Weide freut! Von allen Seiten liefen Leute herbey, um ihn zu sehen. Alle zogen die Hüthe ab, und umringten frohlockend das liebenswürdige Kind, das sie freundlich anlächelte. O! das Volk liebt noch die königliche Familie!

B S B
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Karamzin, Nikolaj Michajlovič,

Briefe eines reisenden Russen

Bd.: 4

Leipzig 1803

It.sing. 1503-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10470045-0